# Sämmtliche
# Erzählungsschriften
des
# Verfassers der Beatushöhle.

---

**Wohlfeile Ausgabe**

in sechszehn Bänden.

Mit zweiunddreißig Stahlstichen nach Originalzeichnungen
von J. Leudner.

**Zwölfter Band.**

**Die Negerin in Guayana.**

Mit zwei Stahlstichen.

---

**Regensburg.**
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.



I. Leudner gez. u. gest. Mohn.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

# Die
# Negerin in Guayana.

## Eine Geschichte
## aus dem nördlichen Südamerika.

Der gesammten edleren Lesewelt, besonders aber der reiferen Jugend dargereicht

von

**dem Verfasser der Beatushöhle.**

Dritte Auflage.

Mit einem Stahlstiche
nach Originalzeichnung von J. Leudner.

Regensburg, 1866.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

## Vorwort.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß vor ungefähr hundert und fünfzig Jahren ein Mulattensklave von Guayana auf die im neunzehnten Kapitel folgender Geschichte beschriebene Weise das Gegengift wider den tödtlichen Biß der gelben Schlange entdeckte. Der Strauch, von dem die Heilblätter und Rinden kommen, führt den Namen: Guaco. Und selbst in unserer Zeit sieht man noch Guacoblätter unter den Bestandtheilen eines jeden Mahles in jenen Gegenden, und besonders auf den Tischen der Landleute, um durch den Genuß derselben gegen das Gift der gelben Schlange sich zu verwahren.

Diesen merkwürdigen Moment hat der Verfasser in eine Erzählung eingekleidet, und übergibt diese dem freundlichen Lesepublicum, besonders der reiferen Jugend, in der sicheren Hoffnung, daß er hiebei den Zweck, nicht nur zu unterhalten, sondern vorzüglich zu belehren und zu edlen Handlungen aufzumuntern, erreichen werde.

**Dr. Wilh. Bauberger.**

# Erste Abtheilung.

## Erstes Kapitel.

### Einleitung.

Fast im nördlichsten Theile von Südamerica befindet sich ein Küstenland unter dem Namen Guayana. Als seine Grenzen gegen Nordwest muß der Strom Orinoco*) gelten, gegen Süden der Marañon**) obwohl keiner

---

*) Ein großer südamericanischer Strom, der aus dem See Ibaua auf dem Ibirinocogebirge entspringt, auf seinem 300 geogr. Meilen langen Laufe links den Parana, Guaviare, Meta, Apuré; rechts den Maquiritari, Padamo, Ventuari, Caroni 2c. aufnimmt, und in mehr als 50 Mündungen, von denen sieben schiffbar sind, in das atlantische Meer fällt. Er tritt jährlich regelmäßig vom April bis Oktober über. Von Wasserfällen verstärkt, ist seine Strömung reißend, und die Schifffahrt gefährlich.

**) Sprich: Maranhon. Er ist der größte Fluß Südamericas, und wahrscheinlich der ganzen Erde, entspringt aus dem See Jarma in Peru, und fällt nach einem Lauf von 1350 Meilen, nachdem er, außer unzähligen kleineren, gegen 60 Flüsse von der Größe unserer Donau aufgenommen, fast 60 Meilen breit, zwischen Villa nova del Rey und dem Fort Macapa, in's atlantische Meer. Bei

dieser Ströme das bezeichnete Land unmittelbar berühret. Gegen Nordost aber wird es bespült von den Wellen des atlantischen Oceans. —

Der mittlere und größte Theil von Guayana ist Surinam. Im Jahr 1634, also hundert und zwei und vierzig Jahre später, als der Genuese Christoforo Colombo nach seiner langen und gefahrvollen Entdeckungsreise durch das unübersehbare Weltmeer endlich Guanahani, eine der Bahamainseln erreicht, und sie zum Andenken seiner Rettung San Salvador genannt, unternahmen es die Engländer, den von Natur aus sumpfigen, allen Ueberschwemmungen ausgesetzten und höchst ungesunden Landstrich von Surinam anbauen zu wollen. Allein, müde der schweren Arbeit, verließen sie ihn schon wieder nach dem Verflusse von sechs Jahren. Und es kamen die Franzosen, um ihr Glück zu versuchen.

Auch diese wollten sich der unsäglichen Mühe nicht in die Länge unterziehen, und hatten nichts dagegen einzuwenden, als zehn Jahre darauf die Engländer abermals kamen, eine Niederlassung zu gründen. Dieß-

---

seinem Ausflusse bildet er durch zwei Arme die Insel Joannes, und stürzt mit solcher Gewalt in's Meer, daß er sechzig Meilen weit sich unvermischt mit dem Salzwasser erhält. Seine Ufer sind außerordentlich fruchtbar, aber dabei regelmäßig den ungeheuersten Ueberschwemmungen ausgesetzt. An ihm lebten noch vor Kurzem gegen fünf und achtzig Indianerstämme. In den niedern Gegenden hieß er ehemals Amazonenstrom. Als Pinzon im Jahre 1498 ihn zuerst fand, rief er staunend aus: Mare, an non? (Ein Meer, oder nicht? Marannon!) So soll der Name entstanden sein.

mal gelang es ihnen besser. Und als nun das Land nur in solchem Grade urbar gemacht worden, daß die Ansiedler nothdürftig leben konnten, wurde im Jahre 1666 ein Fort angelegt zum Schutze der Eingewanderten.

Im nächsten Jahre aber kamen die Holländer. Sie warfen ein lüstern Auge auf die Colonie, weil sie einsahen, daß von hier aus die Waarenausfuhr nach Europa bedeutenden Gewinn auswerfen würde. Und sie eroberten glücklich und schnell, was die Engländer müheselig und langsam angelegt hatten.

Der niederländische Fleiß hatte das sumpfige, ungesunde Küstenland bald zu der fruchtbarsten und am herrlichsten angebauten Gegend umgeschaffen. Kanäle wurden gezogen, damit das stehende Wasser der Sümpfe und Gräben in die Hauptströme sich ergieße; und Dämme wurden aufgeworfen, damit die Austrocknung der Niederungen nicht durch neue Ueberschwemmungen unterbrochen und vereitelt werde. —

Als nun das Land den Anschein gewann, daß es nach wenigen Jahren einem blühenden Garten gleichen könne, zogen die Holländer unter vortheilhaften Bedingungen deutsche Pflanzer herbei, tauschten gegen Waaren und Gold Neger von den africanischen Küsten ein, um die Plantagen*) mit arbeitenden Sklaven zu bevölkern, und legten zuerst den Grund zu der am breiten Fluße Surinam gelegenen Pflanzstadt Paramaribo, die nun mit ihren schönen, geräumigen Strassen, mit den doppelten und vierfachen Reihen von

*) Eine jede Pflanzung, vorzüglich aber die reichen Besitzungen der Colonisten in Ost- und Westindien.

Tamarinden-, Orangen- und Limonienbäumen, und mit den zwischen diesen Alleen und den geschmackvoll erbauten, zierlichen Häusern sich ausdehnenden Düfte- und Früchte-reichen Gärten einer reizenden Wonnegegend aus südlicher Feenwelt zu vergleichen.

Bei dieser vortheilhaften Gestaltung des Landes hatten die Niederländer nie mehr im Sinne, die Küste von Guayana verlassen zu wollen. Und damit diese in ihrem Besitze bliebe, erbauten sie gleichzeitig die Forts*) Neuamsterdam und Sommelsdieck, von denen das erstere in der Folge Besitzthum der Engländer geworden und bis jetzt verblieben.

Nirgends entwickelte sich der Plantagenbau mit solcher Vortrefflichkeit, wie im holländischen Guayana. Der Kaffeebaum, der auf den westindischen Inseln**) nur einmal des Jahres Früchte bringt, lohnt hier mit einer zweimaligen Erndte. Zucker, Baumwolle, Indigo und Caccao wucherten bald in den unabsehbaren Pflanzungen. Und jetzt ist der Handel so weit gediehen, daß jährlich siebenzig bis achtzig Schiffe mit diesen Produkten schwer beladen, nach Europa versendet werden.

Ehe die eroberungssüchtigen Blaßgesichter — so wurden die aus Europa eingewanderten Bepflanzer von Americas Eingebornen genannt — der neuentdeckten

---

*) Kleine Festungen, die nur geringer Vertheidigungsmittel bedürfen, sind entweder Werke für sich, oder detachirte Werke von Festungen. Sie sind bald regel-, bald unregelmäßige, bombenfeste oder thurmähnliche Gebäude, welche nicht selten von Wall und Graben umgeben werden.

**) Die Inseln zwischen Süd- und Nordamerica.

Länder sich bemeistert hatten, wohnte an den Küsten von Guayana ein Indianerstamm; starke, kräftige, lustige und thätige Menschen — sie hießen die Guaraunos. Jagd und Fischerei war ihre Hauptbeschäftigung. Denn das Land zu bebauen, fanden sie nicht für nöthig, weil die Früchte des Pisangbaumes, die köstlichen Bananas, die halbreif gepflückt und getrocknet das feinste Mehl darbieten, ganz gereift aber als die vorzüglichste Obstart schmecken, diesem einfachen Naturvolke, nebst den Erbeutungen durch Jagd und Fischerei, hinlängliche Nahrung gewährten.

## Zweites Kapitel.

### Der Häuptling der Guaraunos.

In jener Zeit aber, in die die folgende Geschichte fällt, hatten sich die Guaraunos, besiegt und vertrieben von den europäischen Eroberern, tiefer in die uralten, fast unzugänglichen Wälder am Ufer des Orinoco zurückgezogen. Dort bauten sie sich auf hohen Palmbäumen ihre armseligen Hütten. Die alljährliche Ueberschwemmung des gewaltigen Stromes, der, wie in Egypten der segenreiche Nil, regelmäßig ausgetreten, die Erde zur üppigsten Erzeugerin wunderschöner Blüthen und herrlicher Früchte umgestaltet, in unmäßiger Gewalt aber nicht selten das Land so tief unter seine Gewässer setzt, daß an manchen Stellen nur mehr die höchsten Gipfel der Palmen über die Seefläche hervorragen — hatte die Indianer genöthigt, wie Vögel in der Luft, zwischen den Zweigen der Bäume ihre Nester

zu bauen. Sie flochten nämlich von einer Palme zur andern tiefer und höher die Stiele der Blätter, ohne sie vom Stamme zu brechen, fest und mit vieler Gewandtheit zusammen, und bildeten auf diese Weise einen festen Fußboden für ihre schwebenden Hütten. Ueber das untere Geflecht legten sie Palmblätter und Moosarten, so daß auf dieser feuchten Unterlage die Weiber sogar ihre Kochfeuer unterhalten durften, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, daß der Vogelbauer in Flammen auflodere. — Das obere Geflecht belegten sie ebenfalls mit breiten Palmblättern, um die Dachung zu bilden. Und damit diese zur Regenzeit nicht Schaden litte, strichen sie Thon über die Blätterlage. Wer zur Nachtzeit über den Orinoco dahinfuhr, konnte nicht genug staunen über den herrlichen Anblick, den die Flammen, reihenweise auflodernd, hoch in der Luft, zwischen den Gipfeln der dunkeln, hochstämmigen Palmbäume gewährten. — —

In einer solchen Hütte, der höchsten unter allen andern, saß Huaracriou, der Häuptling der Guaraunos. Der Tomahawk*) lag zu seiner rechten Seite; und über ihm an einem Palmzweige hingen Bogen und

*) Eine keulenartige Waffe der Indianer, die oft zum Werfen benützt wurde. Sie findet sich jetzt noch vorzüglich bei den nordamericanischen Eingebornen, und besteht aus einem langen Stiel, an dem ein dicker Knopf befestigt ist; an diesem ragt eine seitwärtsgehende kleinere und eine vorwärtsgehende größere Spitze heraus. Der Stiel ist mit allerhand Zierrathen versehen, und die Indianer benützen ihn auch als Geschichtsbuch der merkwürdigen Begebenheiten eines Stammes. Zu lesen ist: Tomahauk.

Köcher mit den vergifteten Pfeilen. Seitwärts loderte das Kochfeuer, an dem ein paar nackte Knaben, Huacrariou's Kinder, halbreife Bananas rösteten. Und vor dem Häuptling stand Gyauwla, sein Weib, das ihm in einer Perlenmuschel den Saft des berauschenden Palmweines darreichte.*)

Er nahm die Schale hastig aus den Händen des schweigsamen Weibes, goß den Baumsaft noch hastiger die Gurgel hinunter, und warf die leere Muschel finsterblickend durch das Hüttengeflecht der Palmen in die Tiefe des Schlammes, den der Orinoco nach einer erst zurückgetretenen Ueberschwemmung zurückgelassen. Gyauwla kannte den Mann der Wildniß zu gut, als daß sie in diesem Augenblicke bösartigen Unmuthes ihn zur Rede zu stellen sich getraut hätte. Die Knaben aber erhoben sich vom Feuer. Und der ältere sprach zum ängstlich zitternden Weibe: „Der Vater zürnet uns, weil er die Seemuschel, die er uns erst als Geschenk vom reichlichen Fischfang heimgebracht, grämlich von sich geschleudert. Was haben wir gethan, das seinen Zorn verdiente?"

Die offene Frage des Söhnleins erheiterte für eine Secunde die finstere Stirne des Häuptlings. Er nahm den Knaben, was er sonst oft in freundlicher Laune that, bei dem rechten Beine, und hob ihn em-

---

*) Die Palme in den tropischen Ländern wird außerordentlich hoch, und hat einen angenehmen Saft, der abgezapft Palmwein heißt. Er wird von den Indianern gern getrunken, hält sich aber kaum 36 Stunden. Jedoch gibt er einen guten Honig.

vor mit gewaltiger Kraft, bis dieser den höchsten Gipfel der Palme erreichen konnte, wo er mit unglaublicher Behendigkeit, wie ein junger Affe, umherkletterte, und endlich des Spieles müde, sich herabstürzend von den Armen des Vaters empfangen wurde. —

Sogleich aber verfinsterte sich auf's Neue das Angesicht des Wilden. Und er sprach zum Weibe: „Die Stunde der Vollführung einer blutigen Rache ist erschienen, Gyauwla. Der Knabe hat gestern zum ersten Mal ein Pichicijago*) erlegt. Das ist das Zeichen, daß ich erfüllen muß den Schwur, den ich vor langer Zeit geschworen, der verborgen lag nur allein in Huacrariou's Gedächtniß. Und bei dem großen Wesen, das unsichtbar durch die Wälder schreitet und in den Wasserfällen des Stromes rauschet, und bei dem heiligen Wollsamenbaume, in dessen Blattgesäusel das große Wesen zu uns redet — Gyauwla, ich freue mich der gewaltigen Rache.“ —

Huaracriou's Weib setzte sich, ohne eine neugierige Frage an den Häuptling zu richten, zu dessen Füßen. Es war bei diesem Volksstamme am Orinoco die strengste Sitte, sich gleichmüthig und ernst zu verhalten, wenn

*) Dieses Thier, das bei uns Armadill heißt, von Alters her ein Leckerbissen der Indianer, wurde erst ungefähr vor zwanzig Jahren von den Naturforschern entdeckt und näher kennen gelernt. Seine Heimath ist Südamerica, vorzüglich das Innere von Chile. Es trägt einen Panzer auf dem Rücken, hat eine Länge von 5¼ Zoll, und lebt, wie der Maulwurf, die meiste Zeit unter der Erde. Wenn es hervorkriecht, wird es getödtet von dem Pfeil des lauernden Indianers.

es sich um eine Sache handelte, wo die Angelegenheit sowohl eines Einzelnen als auch des ganzen Stammes besprochen werden sollte. Die größte Aufmerksamkeit aber erregte bei den Indianern jederzeit die Rede von blutiger Rache gegen irgend einen Feind, sei es aus der Schaar der eingewanderten Blaßgesichter in den Plantagen von Guayana und aus den unglücklichen Haufen der schwarzen Sklaven, oder sei er ein Eingeborner der unzugänglichen Wälder, wenn er die Abzeichen eines andern Stammes an sich trug. —

Gyauwla nahm den jüngern der beiden Knaben liebkosend zwischen ihre Arme, und drückte sein Haupt nieder auf ihr rechtes Knie, daß er der Rede des Vaters horche. Der ältere aber saß schon lange auf einem Bündel Sassafras, den Blick unverwandt nach des Häuptlings halbgeöffneten, kupferfarbigen Lippen gerichtet, während er unwillkührlich mit dem Griffe des Tomahawk's spielte. —

Huaracriou ballte die Faust südöstlich gegen die Grenzen von Guayana, zog dunkle Falten an die Stirne, und sprach mit tiefer Stimme: „Da das Volk der Guaraunos noch näher der Küste wohnte, war Huaracriou jung und schön, und wußte so schlank und geschmeidig durch das Thal sich zu winden, und auf Wildthiere und Feinde hinter den Gebüschen mit solcher Schlauheit zu lauern, daß man ihn allgemein die gelbe Schlange nannte, das schöne, schlanke, glänzende Thier, das in der Wüste sich versteckt, an den Ufern sich sonnt, und mit seinem furchtbaren Gift alles Lebende tödtet, was es zur Beute haben will. Stolz auf diesen Namen gab sich Huaracriou jegliche Mühe,

zu übertreffen an Männlichkeit die Tapfersten unter den Guaraunos — und er wurde der Häuptling des Stammes. Die Weiber sahen mit stillem Verlangen auf den gewaltigen Jungen — aber er verschmähte den Blick jeder Zärtlichkeit. Denn es gefiel ihm vor Allem, den Jaguar*) in den tiefsten Wäldern aufzusuchen, daß er einen Mordkampf mit ihm bestehe und das gräßliche Thier dem Tode entgegenröchle, getroffen von den giftigen Pfeilen; oder es gefiel ihm, der Spur seiner Feinde im Ufersande nachzuforschen, mit geschwungenem Tomahawk sie zu verfolgen, mit scharfem Messer ihre Scalpe**) vom Kopfe zu trennen, und sie heimzutragen als ruhmvolle Siegeszeichen. So tummelte sich Huacrariou umher — und verschmähte den Blick jeder Zärtlichkeit." —

Hier schwieg der Häuptling, athmete tief auf, zog

---

*) Diesen Namen führt der americanische Tiger, ein wildes, falsches, reißendes Thier aus dem Geschlechte der Katzen. Man spürt den Jaguar in seinem Lager auf mit Hilfe tüchtiger Hunde. Bei dem ersten Sprung, den er wagt, wird er von dem vorgestreckten Spieße des Jägers empfangen.

**) Wenn die Indianer — die schreckbare, blutige Sitte herrscht noch im Norden von America — irgend einen Feind in ihrer Gewalt haben, werfen sie ihn zu Boden, setzen ihm den Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bei den Haaren, schneiden ihm die Kopfhaut mit einem raschen Schnitt rings herum auf, und reißen ihm diese sammt den Haaren vom Knochen. Diese Haarbüschel sammt der Haut nennen sie den Scalp; er gilt als Siegeszeichen. Jeder Indianer trägt einen solchen Haarschopf, damit seinem Feinde das Mittel nicht fehle, ihm den Scalp zu nehmen.

dunklere Falten an die Stirne, und fuhr nach einer Weile zu reden fort: „Als aber die Blaßgesichter, in großen Häusern auf dem Meere daherschwimmend, wie schreckliche Mordgespenster, an unserer Küste landeten, und mit Feuer speienden Waffen uns zurückdrängen wollten in diese Wälder, sah ich unter den Schwarzen, die sie als niedrige Sklaven zur Bebauung des Landes mit sich gebracht, eine freundliche Negerin, deren häufige Thränen kund gaben, wie schmerzlich sie nach Freiheit sich sehne. Und ich sprach zu der Armen: „Das Loos des Flüchtlings ist erträglicher, als das der Gefangenen. So fliehe mit mir, weil ich dich habe angesehen mit stiller Neigung. Die gelbe Schlange wird dich bewachen vor deinen Feinden, den weißen Tigern, die dich gestohlen aus dem Vaterlande der schwarzen Stämme. Fliehe mit mir, und genieße in meiner Palmenhütte als mein Weib die Hälfte der Freiheit, die dem Häuptling der Guaraunos auch an den Ufern des großen Stromes und in den unzugänglichen Wäldern blühet." — Aber die Arglistige hat mir geantwortet: „Ich liebe dich nicht, und trage die Ketten der Sklaverei mit Geduld im Vertrauen auf einen Gott, den Huaracriou, die gelbe Schlange der Wildniß, nicht zu kennen verlangt. Es ist wahr, die Weißen haben mir unrecht gethan, weil sie mich dem Lande der Heimath entrissen. Doch leb' ich nun zufrieden, da der Pflanzer, mein Herr, mild ist und gütig gegen seine Sklaven. Ich lebe zufrieden, weil mir die süße Hoffnung lächelt, daß es mir einst recht wohl ergehen werde im Lande meines Gottes." —

„So sprach die schöne Negerin, und wandte dem

Häuptling der Guaraunos verachtend den Rücken. Da sah ich sie an mit dem feurigen Auge des gerechtesten Zornes, und sprach zu ihr: „So gehe hin, und suche dir unter den Sklaven der grausamen Blaßgesichter einen Mann, der der süßen Freiheit vergebens entgegenseufzet, wie du selbst; gehe hin, und empfinde die Wohlthat der Peitsche über deinem Rücken, die Annehmlichkeit knechtischer Arbeit, mit der dich der Aufseher der Plantagen täglich übermäßig beladen wird. Gehe hin, du Schande der schwarzen Stämme, die es nicht verdient, an Huaracriou's Seite die Freiheit der Indianer zu genießen. Aber ich schwör' es im Angesichte des großen Wesens, das sein gewaltig Auge über die Wälder der Gebirge und über die Wogen des Stromes verbreitet: Ich will rächen die Schmach, die du mir angethan. Wie die gelbe Schlange an den Ufern des Orinoco unter den üppigen Blumen und grünen Gesträuchen umher sich windet, ihre Beute zu erhaschen, — so werd' ich von Zeit zu Zeit emporzischen aus den Finsternissen der Wälder und aus den Klüften der Gebirge, wohin ich jetzt fliehen muß. Auf alle deine Tritte werd' ich lauern, bis der geeignete Augenblick zur Vollführung meiner Rache erschienen. Dann, wenn an der Stelle des verschmähten Huaracriou ein Anderer sich freuen darf, dich als Weib zu besitzen, und wenn du diesem Mann ein Söhnlein geboren, und wenn dieses Söhnlein in den Jahren vorangerückt, daß es ohne die Pflege der Mutter zu leben vermag, — dann werd' ich kommen, um den giftigen Pfeil, den Lohn deiner schnöden Verachtung, in die Brust dir zu jagen."

„Die Negerin floh schreiend, als ob Huaracriou's

Pfeil schon jetzt sie verfolge, durch das Dickicht der Weiden und Palmen, um lebend die Hütte der Pflanzung zu erreichen. Ich aber eilte mit den Männern, Weibern und Kindern unseres Stammes an das Ufer des großen Stromes, wo wir uns Hütten flochten in den Zweigen der hohen Palmen. Von jener Stunde an hab' ich das Weib meiner Rache sattsam belauert. Ich hab es mit angesehen von Ferne, wie die Stolze mit einem Manne aus der Schaar der Weißen sich verbunden. Da nahm ich auch ein Weib aus dem Stamme der Guaraunos — du warst es, Gyauwla. Die Negerin gebar einen Knaben — Gyauwla nicht minder. Die Sklavin in den Pflanzungen verlor ihren Mann — Huaracriou lebt noch für Gyauwla und für seine Rache. Und es ist die Zeit gekommen, daß ich den Schwur erfülle. — Huaracriou's älterer Knabe, dem der Sohn der Negerin keinen Tag schenkt im Alter, versteht nun die Waffen zu handhaben, sich zu schützen gegen die Feinde, und das Wild zu erlegen in den dunkelsten Wäldern. Das Pichicijago ist gestern gefallen von seinem Pfeile, und er weiß sich zu nähren mit dem Fleische des Thieres. So bedarf auch der Bube jenes Weibes der Pflege seiner Mutter nicht länger, und die Elende, die den freien Mann der Wildniß verschmäht, soll sterben durch Huaracriou's vergifteten Pfeil, durch den Biß der gefürchteten gelben Schlange." —

So weit redete der Indianer. Gyauwla äußerte durch eine Geberde der Freude den Antheil, den sie an der Erzählung des Häuptlings und an seiner Rache zu nehmen schien, wiewohl eine Thräne, die sie kaum sattsam verbergen konnte, den Aerger ihres Herzens

verrieth über die schonungslose Rede des Mannes, der eine Negerin dem freien, eingebornen Weibe vorgezogen. Endlich sollte ihr versteckter Groll, der anfangs dem Häuptlinge galt, über dem Haupte der schwarzen Sklavin sich entleeren. — Und sie ermunterte den Mann mit eifersüchtigem Drängen: „Du hast ein gutes Werk vor, Huaracriou, zu dessen schneller und glücklicher Vollführung das große Wesen dich segnen wolle. Gyauwla aber mit ihren Kindern wird dem gewaltigen Häuptling der Guaraunos danken, wenn die stolze Negerin getödtet liegt auf öder Sandfläche, eine Beute der wilden gefräßigen Alcos.“ *)

Huaracriou, der bisher unter den Blättern der Palmen geruht, erhob sich jetzt schnell, langte Bogen und Köcher mit den Pfeilen vom Zweige und warf sie über die Schultern, steckte zwei große Papageienfedern in seinen Haarschopf, nahm den Tomahawk zur Hand; und ohne den Abschied des Weibes und der Knaben abzuwarten, war er mit großer Gewandtheit, die jenen wilden Völkerstämmen allein eigen ist, am Palmbaume hinabgeklettert. Gyauwla sah ihm nach, wie er mit der Schnelligkeit einer Tigerkatze durch die Gebüsche davonjagte; und erst, als die schlangenförmigen Bewegungen der hohen Gräser, welche die Spur des Fliehenden verriethen, in der Ferne allmählig verschwanden, setzte sie sich schweigsam und nachdenkend mit ihren

---

*) Ist der Name der wilden Hunde, die vorzüglich in Südamerica, aber auch bei den Eskimos im hohen Norden angetroffen werden. Sie sind verschieden von dem africanischen, wilden Hund, der ein verwilderter Dachs sein soll.

Knaben zu der knisternden Gluth, über der in einem irdenen Hängegeschirre der Rest einer Schildkröte zum kärglichen Mahle bereitet war. — —

Der Häuptling aber, als er das Ufer des Stromes erreicht, vertilgte mit einem Weidenbüschel das geringste Merkmal, das seine Fußtritte im Sande zurückgelassen, damit weder ein Grenzjäger der weißen Pflanzer, noch ein Mann von einem nahewohnenden Indianerstamme, der den Guaraunos feindlich gesinnt war, die menschliche Fährte entdecken könnte, sprang in das unter dem Schilfe versteckte Canoe*), löste es vom Weidenstamme, und ruderte mit bewunderungswürdiger Fertigkeit nordöstlich den Strom hinab, um bei Sonnenuntergang an der jenseitigen Uferstelle zu landen, von wo aus er durch eine enge mit dunkeln Gesträuchen verwachsene Schlucht unbemerkt an die Zuckerpflanzungen der Holländer hinanschleichen zu können glaubte. —

Wie er es vorhatte, so glückte es ihm. Noch ehe die Sonne von den Gipfeln der höchsten Palmen auf den blumigen Hügeln Abschied genommen, hatte er die erwünschte Stelle erreicht. Als er landen wollte, machte ihm ein bellender Alcos das Ufer streitig. Ein Pfeil des Indianers streckte den Hund zur Erde nieder. Und das letzte matte Winseln des Thieres gab zu erkennen, daß das Gift der fliegenden Waffe seine schnelle Wirkung gethan. —

---

*) Ist ein ausgehöhlter Baumstamm, den die Indianer als Nachen gebrauchen, und über die gefährlichsten Wasserstellen meisterhaft zu lenken verstehen. Doch haben sie auch blos Kähne aus Baumrinden geflochten.

Huaracriou versteckte das Canoe im Schilfe, und stieg an das Land. Von einer Palme hernieder heulte ein Guaviba*), ein gräßlicher Waldteufel, und streckte dem Wilden die bleckenden Zähne entgegen. Ein zweiter Pfeil schwirrte vom Bogen, und der Affe fiel todt in das Röhricht des Sumpfes. Nun stack nur noch ein dritter Pfeil in dem Köcher über der Schulter des Indianers.

„Dieser gehört für das Weib meiner Rache!" brummte der schreckliche Mann vor sich hin, schwang den Tomahawk durch die Lüfte, schrie aus voller Kehle einen Schwur zu dem großen Wesen, daß die Zwillingssöhne des nachbarlichen Felsens, das doppelte Echo, die Formel gräßlicher zurückgaben; und verschwand mordgierig in dem schauerlichen Geklüfte. —

---

*) Schwarzer Brüllaffe, Beelzebub, aus der Familie der Wickelschwanzaffen. Er bewohnt haufenweise die americanischen Wälder; sein Geheul ist fürchterlich, und erschreckt den Vorübergehenden, der das Geschrei eines Unholdes zu vernehmen meint. An Größe gleicht er einem Fuchs; sein Fleisch wird von den Indianern gern gegessen.

# Drittes Kapitel.

## Die Hütte des frommen Paters.

Einige Stunden von Paramaribo entfernt, dem Flusse Surinam entlang, hatte ein reicher Holländer, van der Nelken mit Namen, die einträglichsten Pflanzungen. Das Zuckerrohr wuchs hier in unermeßlichen Reihen einer reichlichen Ernte entgegen. Kaffee, Caccao, Baumwolle und nebenbei alle Arten von köstlichen Südfrüchten wetteiferten mit einander, durch schnelles und üppiges Gedeihen den Wohlstand des vornehmen Holländers täglich und stündlich noch zu vermehren. —

Die Plantagen waren mit Hunderten von schwarzen und weißen Sklaven bevölkert, welche, hier und dort von wortkargen Aufsehern mit erhobener Peitsche angeeifert, die Erde aufwühlen, die losgerissenen Pflanzen anbinden, die Früchte einsammeln, das Zuckerrohr abschneiden, den Saft auspressen, die Baumwolle bepacken und verschiedene in den Plantagen nothwendig gewordene Arbeiten verrichten mußten. Doch Herr van der Nelken — zu seiner Ehre sei es gesagt — machte eine Ausnahme von so vielen andern seiner reichen und vornehmen Genossen, indem er die Sklaven, diese unglückliche, bedauernswerthe Menschenklasse, mit Schonung und Nachsicht behandeln ließ. Er hatte von jeher den Aufsehern den strengsten Befehl ertheilt, die Arbeiter nie mit übermäßigen Arbeiten zu beschweren, und nur gegen die Widerspenstigen und Faulen nach

dreimaliger ernster Ermahnung die Peitsche anzuwenden. Auch war er nicht karg in der Vertheilung der Speisen und Getränke, um dagegen von Seite der Sklaven tüchtige Arbeit verlangen zu können und ihnen nie einen Grund zu gerechter Klage zu geben. Darum ward van der Nelken allenthalben wie ein guter Vater geliebt, und selbst von den Schwarzen als ein braver Mann hochgeachtet. —

Auch für das Seelenheil seiner Sklaven hatte der christliche van der Nelken wohlgesorgt. Gleich im ersten Jahre, da er die Pflanzung anzulegen begonnen, erkannte er mit Wehmuth der arbeitenden Neger moralische Schwäche, die nur allein aus der Unwissenheit in den Glaubenswahrheiten der christlichen Religion bei diesem vernachläßigten, entarteten Volksstamme herzuleiten war. Und er ging Tag und Nacht mit dem Gedanken um, diesem schrecklichen Uebel, je schneller desto besser, abzuhelfen. —

Endlich war es ihm geglückt. Ein portugiesischer Jesuite, Pater Anselmo von Olivenca, ein gottesfürchtiger, frommer Mann und ehrenwerther Nachfolger des weltberühmten Indianerapostel Franciscus von Xavier, ein eifriger Missionär, der auf einem Schiffe seiner Landsleute vor Kurzem an der südamericanischen Küste gelandet mit dem festen Entschlusse, bis in das Innere der Wälder vorzudringen, um die Männer der Wildniß mit der Religion des göttlichen Heilandes zu beglücken — Pater Anselmo von Olivenca erhörte die Bitte des holländischen Pflanzers, der schon lange nach einem Heilsverkünder für die unglücklichen Neger sich umgesehen.

Anselmo, unter dem Arme die Bibel, in der Rechten den Wanderstab und auf seiner Brust ein einfaches Kreuzlein, das Wort des Herrn im Munde führend: „Ich werde euch nicht verlassen!" — war in die holländische Pflanzung gekommen, und hatte sein großes Werk mit dem an das schwarze Volk gerichteten Gruße begonnen: „Der Friede sei mit euch!" —

Und mit apostolischem Eifer verkündete er das Evangelium Jesu Christi. Frühmorgens, ehe die Sklaven zur Arbeit gingen, und am Abende, wenn sie ausruhten von den Anstrengungen des Tages, sammelte er sie um sich, wie ein Vater seine Kinder, und unterrichtete sie unermüdet und langmüthig in Allem, was zu ihrem Seelenheile nothwendig war. Und es wurde ihm in kurzer Zeit die Freude zu Theil, bemerken zu dürfen, daß der von ihm ausgestreute Same des göttlichen Wortes bei Manchem auf fruchtbares Erdreich gefallen. — So gereuete ihn nun auch keine Mühe, die er auf die körperliche und geistige Bildung der schwarzen Sklaven verwendete, und dankte dem Herrn voll Rührung und im seligsten Wonnegefühl für den gnadenreichen Segen, mit dem die Last seiner Arbeit gekrönet worden. —

Der brave Herr van der Nelken, den Werth des ehrwürdigen Paters und seiner wohlthätigen Leistungen genau und dankbar erkennend, hatte diesem mit niederländischer Artigkeit das Anerbieten gemacht, er möge in seinem eigenen Hause wohnen, das nicht weit von Paramaribo, auf einer mäßigen Anhöhe, von wo aus man bequem die ganze Plantage überschauen konnte, gelegen, mit anmuthigen Alleen von Orangen- und

Limonienbäumen umgeben und mit einem europäischen Palaste zu vergleichen war. Allein der Pater, wohl berechnend, daß er bei dem niedrigen Sklavenvolke durch die Theilnahme an dessen Armuth den wirksamsten Eintritt und die freundlichste Theilnahme sich verschaffen könne, hatte dem großen Hause des vornehmen Holländers eine kleine unansehnliche Hütte an der äußersten Grenze der Pflanzungen zu seiner Wohnung vorgezogen. Dort umher lagen auch die armseligen Hütten der Neger, fast nur mäßig hohen Erdwällen ähnlich, über die eine Dachung von Palmblättern und Binsenmatten nachläßig hingeworfen war. Ein einziges Haus, über all die andern sein Haupt, das mit Ziegeln bedeckt war, emporhebend, hatte einen vornehmeren Anstrich, und schien an der Niedrigkeit der Nachbarhütten keinen Antheil nehmen zu wollen — es war die Wohnung der Sklavenaufseher. —

Aber von des Paters Hütte aus betrachtet, war der Gegend ein besonders romantischer Liebreiz eigen. Von der Höhe herab zwischen dem Dunkelgrün mancherleiartiger Fruchtbäume schimmerte in niederländischer Reinlichkeit das vornehme Wohnhaus des Herrn der Plantage. Im Golde der Sonne, die so rein und erquickend, wie hier nach abgelaufener Regenzeit, unter keinem andern Himmelsstriche je geschienen, warf aus nordöstlicher Ferne der atlantische Meeresspiegel den mildesten Wiederglanz auf die vor den Negerhütten aufgepflanzten metallenen Kreuze, die öffentlich bezeugen mußten: Hier innen hat das Evangelium des Heilandes segenreichen Einkehr genommen. Die unzugänglichen Wälder in der westlichen Tiefe mit ihrer schauer-

lichen Schwärze, und die hohen Parimgebirge mit ihren bläulichen Häuptern, waren fürwahr nur dazu geeignet, die Lieblichkeit des Thales am Flusse Surinam auf's Vortheilhafteste zu erhöhen.

Und endlich diese üppige Pflanzung, ein Garten voll seltener Bäume und Gewächse, im fortwährenden Blühen und Reifen begriffen; duftend wie die erste Maiennacht, die Braut des Frühlings in deutschen Thälern, hier übersäet mit der köstlichen Pflanze des Zuckerrohres, dort begrenzt mit Dattelpalmen und Tamarinden, in der Tiefe bewässert durch den Spiegel eines künstlichen Kanales, in der Höhe bebaut mit dem Heer der tropischen Pflanzen und Gesträuche — erschien als ein segenreicher, freundlicher Ueberrest des verlornen Paradieses. Hier war gut und friedlich und angenehm zu wohnen mitten in der Armuth der schwarzen Sklaven. —

## Viertes Kapitel.

### Der späte Besuch.

Der kühlende Abend nach einem schwülen Tage hatte sich aus der Höhe der fernen Gebirge in das stille, einsame Thal herabgesenkt. Es war der Vorabend von einem Tag des Herrn. Und die Neger hatten die Erlaubniß erhalten, früher als an den andern Wochentagen von der Arbeit abstehen zu dürfen. — Und ein Jeder mit Weib und Kind hatte sich in seine Hütte zurückgezogen. Auch war das Abendgebet schon verrichtet, wozu ein Glöcklein über des Paters Wohn-

ung das schwarze Völklein gewöhnlich zusammenrief. Der Schlaf übte seine nächtliche Herrschaft. —

Pater Anselmo allein wachte noch. Er saß vor seiner Hütte und betrachtete, in den herrlichen Schöpfungen Gottes Allmacht anstaunend, den anmuthigen, freundlichen Abend. Er hatte die Bibel neben sich aufgeschlagen, und war, wie es schien, beschäftigt, einen Text zur Predigt für den kommenden Tag des Herrn auszuwählen.

Nach einer Weile tiefen und heiligen Nachdenkens nahm er ein spanisches Saitenspiel zur Hand, schlug einige Accorde an, und sang mit ehrwürdiger Stimme einige Strophen aus einem heiligen Liede, das der fruchtbarste und ausgezeichnetste aus der Reihe der spanischen Dichter*) an das Kreuz des Herrn gerichtet:

„Du Baum voll heil'ger Würde,
Wie keiner noch in Wäldern aufgegangen,
So reich an Frucht und Zierde!
Du einz'ger Baum, an dessen Zweigen hangen
Die Welt mit freud'gem Wehen
Die schönste, reinste, süß'ste Frucht gesehen."

„Hier mag die Seele weilen,
Hier ruh'nd in stillen Thränen sich ergießen;
Dann zu der Palme eilen,
Und von der süßen Lebensfrucht genießen,
Da wie mit tausend Händen
Die Zweige Trauben hier und Aehren spenden."

*) Lope de Vega, ein Dichter voll tiefen religiösen Gefühles, der fruchtbarste Schriftsteller, der wohl je gelebt, zu Madrid geboren 1562; gestorben in klösterlicher Abgeschlossenheit 1635, 75 Jahre alt. Alles bewarb sich um seine Gunst; er wurde von seinen Zeitgenossen das Wunder der Natur genannt.

„O Kreuz, des Paradieses
Allein'ger Weg und Schlüssel, Himmelsbrücke!
Ich flehe nur um dieses:
Wenn einstens mich der Richter ruft, dann rücke
Er, den du sahst verbluten,
Dich zwischen mich und seines Zornes Ruthen." —

Der Pater hielt im Gesange inne; er erkannte in der tiefen Dämmerung des Abends ein paar menschliche Gestalten. Eine Negerin war aus der naheliegenden, ärmlichen Sklavenwohnung getreten, an der Hand einen muntern Mulatenknaben führend. Vor der Hütte des Paters stand sie stille, verneigte sich ehrerbietig, und sprach den Gruß: „Des lieben Heilandes Segen über Massa's*) Haupt! Gottes Schutz für Massa's Hütte!" —

„Du bist es?" erwiederte Pater Anselmo, da er das schwarze Weib erkannte. Und er segnete mit einem Kreuzzeichen, das er mit der Rechten in die Abendluft bildete, die Mutter und den Knaben, indem er zu reden fortfuhr: „Der göttliche Heiland sei mit dir und deinem Sohne. Doch, sprich, was führt dich noch spät am Abende, da die Sklaven ruhen von der Arbeit des Tages, vor meine Hütte?"

Das feurige Auge der Negerin ward feucht von stillen Thränen; sie klammerte den Knaben fest an sich, als befürchte sie, daß sie scheiden müsse von der einzigen Freude ihres armseligen Lebens. Und nach einigen

*) Ist bei den Negern ein Ausdruck der Ehrfurcht, Liebe und Anhänglichkeit; und wird von ihnen vorzüglich gebraucht, wenn sie die deutschen Missionäre Vater, Freund und Lehrer nennen wollen.

Augenblicken fragte sie den Pater mit rührender Stimme: „Hat Massa keinen Trost für das trauernde Herz der unglücklichen Wittwe?“ —

Anselmo voll Menschenfreundlichkeit und Mitleid entgegnete: „Warum denn nicht, wenn meine Tochter den Kummer ihrer Seele mir vertrauen will!“ — Und er winkte der Negerin, daß sie sich neben ihm niedersetze auf die Rasenbank unter die Palmen seiner Hütte. —

Sie that es gerne. Der Knabe aber kauerte sich in einiger Entfernung unter die hohen Gräser neben ein Weidengebüsch, und beschäftigte sich, aus der Rinde einer Staude Pfeifen zu fertigen und Körbchen zu flechten. —

Nach einer Pause tiefen Nachdenkens begann das Weib, und sprach zum Pater: „Glücklich waren die Tage meiner Jugend. Wie ein freundlicher Geist des Friedens schweben sie noch vor meinen Augen. Ich hatte eine Heimath. Ich hatte Vater und Mutter. Das Kraal*), in dem ich wohnte, zählte lauter friedliche Menschen. Sie nannten mich die flüchtige Antilope. Wir aßen uns satt an der gekochten Hirse. Die süße Quelle gab uns den Trank. Ich spielte einfältig mit Perlen und Korallen. Ein zahmes Zebra**)

---

*) Ist bei den wilden, schwarzen Völkerstämmen Africa's eine Reihe niederer, hüttenartiger Erdhöhlen, in denen sie wohnen — ein Dorf. Umgeben von diesen Wohnungen, sind ihre Heerden gelagert.

**) Ist vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Habesch zu finden. Eines der schönsten Thiere, gehört zum Pferdegeschlechte, und weidet in Rudeln durch die Wälder von Africa.

trug mich über Berg und Thal, wohin ich wollte. Doch waren diese glücklichen Tage bald gezählt. Es kamen Männer mit weißen Gesichtern an die Küste unseres Landes. Sie nannten sich die Herren des Meeres, und tobten in wildem Ungestüm. Sie überfielen das stille Kraal, fesselten Männer und Weiber und Kinder, und führten uns in ihr großes Haus auf hohem Wasser. Dort verlor ich Vater und Mutter. Man sagte dem weinenden Kinde, sie seien gestorben. — Doch warum soll ich Massa plagen mit der Erzählung meines Jammers? — Massa ist so gut. Massa hat mich wieder glücklich gemacht." —

Und sie nahm des Paters Hand, und führte sie mit Zeichen der Ehrfurcht an ihre hochrothe Lippe.

Der Missionär suchte sie zu trösten, indem er sprach: „Mit Wehmuth muß ich gestehen, daß meine weißen Brüder nicht insgesammt nach den Lehren des großen Herrn und Meisters verfahren. Sie handeln ungerecht, da sie die schwarzen Stämme von Africa feindlich überfallen, und die armen Neger gefangen nehmen, um sie als Sklaven in fernen Ländern preiszubieten. Doch war es das Glück der flüchtigen Antilope, daß sie in die Pflanzung des reichen Holländers gekommen. Van der Nelken ist seinen Sklaven ein mildthätiger Herr und verlangt nichts Unmögliches. Und, was über Alles geht, hier hat die Negerin die Wohlfahrt ihrer Seele aufgefunden."

Das schwarze Weib warf einen Blick unaussprechlicher Freude und höchsten Dankgefühles auf den ehrwürdigen Pater, und rief voll Entzücken: „Dort hinan, wo das Mondlicht so lieblich und mild seine Wege

geht, hab' ich schon oft für Massa gebetet. Massa hat mich zum höchsten Wesen geführt! Massa hat mich mit dem lieben Heilande reden gelehrt! Massa hat mich eingeweiht in den Bund der Christen."

Anselmo lächelte, berührte des Weibes Stirne mit seiner Hand, als wollte er den Act der Weihe wiederholen, und sprach die Worte: „Ich habe dir in der Taufe den Namen Blanca gegeben, das heißt: die Weiße. Bist du auch schwarz von außen; deine Seele ist weiß geworden, und soll es bleiben in alle Ewigkeit. Doch, meine Blanca sprach bei ihrem Erscheinen vor meiner Hütte von irgend einem Kummer ihres Herzens. Wie soll er heißen?"

Das Gesicht der Negerin zeigte auf's Neue die großen Faltenzüge innerer Unruhe und heimlicher Angst. Und sie fuhr zu reden fort: „In den ersten Tagen, da ich als Sklavin in die Plantage kam, wohnte dort am Saume des großen Waldes ein Indianerstamm. Huaracriou, der Häuptling, sah mich an mit zärtlichem Auge. Der Blick der gelben Schlange — so nannten ihn die Männer seines Stammes — war lockend und schön. Und in einer schweigsamen Stunde trat er zu der flüchtigen Antilope, lächelte sie an, nahm sie beim Arme, und sprach in süßem Wohllaut: Ich habe dich erkoren zum Weibe! Verschmähe nicht den Häuptling der Guaraunos — und folge ihm in seine Hütte unter den Palmen!" —

„Das hast du mir schon oft erzählt, liebe Blanca!" fiel Anselmo der Negerin in die Rede. „Und ich habe es gebilligt, daß du vor dem kupferfarbigen Manne geflohen. Ich hatte damals schon angefangen, dich im

Glauben der Christen zu unterrichten, — und du machtest mir durch das Fortschreiten in der Erkenntniß der Heilslehren, so wie durch deinen musterhaften Wandel, ungemein viele Freuden. Unter den Guaraunos aber, an der Seite des Häuptlings, wäre der Same des Evangeliums, den ich in dein Herz gestreut, unfruchtbar liegen geblieben, oder gar vermodert. Ich habe dich mit einem weißen Manne vermählt — und du hast glückliche Tage mit ihm verlebt, glückliche, heitere und zufriedene Tage, die leider nur von kurzer Dauer waren. Dem göttlichen Heilande hat es gefallen, deinen treuen, ehrlichen Albino frühe schon in das Land der ewigen Seligkeit abzurufen. Ich will nicht gedenken deines namenlosen Schmerzes — du hast ihn glücklich besiegt durch die Trostgründe unserer heiligen Religion, in der süßen Hoffnung eines ewigen Wiedersehens. Auch ist dir nicht Alles genommen. Eine süße Freude ist dir geblieben, die süße Mutterfreude. Du hast einen lieben Knaben, dem ich in der Taufe den Namen des Vaters gab, damit dir immerhin im lebhaften Auge des Söhnleins, so oft du dessen Namen nennst, das Bild deines hingeschiedenen Mannes entgegenglänze. Albino bedeutet dasselbe, was Blanca. Die Finsterniß des Irrthumes ist ausgerottet, euere Seelen seien weiß, wie Schnee; ein Wiederglanz der evangelischen Leuchte auf den Wandel und die Sitten eueres Lebens. Albino, der Knabe voll jugendlicher Kraft und Heiterkeit, den Lilienschmuck der Unschuld um seine Stirne, Albino liebt die Mutter und wird dereinst die Stütze ihres Alters sein!" —

Die Negerin fing laut zu schluchzen an: „Albino

wird bald keine Mutter mehr haben. Huaracriou's Schwur war fürchterlich. Er wird kommen, seine Rache zu vollenden. Zwölfmal ist vorüber die Regenzeit. Es naht die schreckliche Stunde. Denn ehe der Häuptling mit seinem Stamme sich zurückzog an die Ufer des Orinoco, in die unwegsamsten Wälder, war er noch einmal vor meine Hütte getreten, und hatte mit den rachegierigen Worten von mir Abschied genommen: „Die flüchtige Antilope hat des Häuptlings Hand und Herz verschmäht; die flüchtige Antilope wird von der gelben Schlange vergiftet werden. Ich lauere auf jeden deiner Tritte, stolzes Weib! Ich freue mich ob deinen Leiden. Ich verfluche deine Freuden. Es bleibt mir nicht verborgen, wenn ein Anderer deine Hand gewonnen. Ich erfahre es, wenn dir ein Knabe auf dem Schooße ruht. Und mit Rachegier werd' ich die Stunden zählen, bis dieser Knabe ein Alter erreicht, wo er ohne die ängstliche Pflege der Mutter sein Leben zu fristen vermag. Dann ist es aus mit der flüchtigen Antilope — sie wird verbluten durch den giftigen Biß der gelben Schlange." — Dieß war Huaracriou's Abschied. Massa, dieß ist der Kummer der armen Blanca. Die Zeit ist um. Die Stunde wird bald erscheinen. Der Knabe versteht Körbe zu flechten, und Rohrpfeifen zu schnitzeln. Er arbeitet in den Plantagen munterer, als Mancher, der ihn übertrifft an Jahren. Erst heute hat van der Nelken einigen Faulen ihn als Muster vorgestellt und beschenkt mit einer Silbermünze. Albino bedarf der mütterlichen Pflege nimmer. Das hat Huaracriou in den tiefen Wäldern schon erfahren. Und wer will dem schrecklichen Manne widerstehen? Es gelüstet ihn nach

meinem Scalp. Ein Indianer vergißt seiner Rache ewig nicht." —

Durch diese Erzählung der Negerin war Pater Anselmo sehr nachdenkend geworden. Lange herrschte eine tiefe Stille, die nur unterbrochen wurde von einzelnen Klageseufzern des armen Weibes. Endlich fragte der Missionär seine schluchzende Schülerin: „Hat Blanca den Häuptling gesehen seit der Zeit jenes furchtbaren Schwures? Vielleicht hat er in den mitternächtlichen Wäldern durch den Pfeil eines lauernden Feindes oder durch den Ueberfall des reißenden Jaguars jählings den Tod gefunden. Dann wird Blanca's Herz umsonst gedrückt von der schweren Last des Kummers. Sie darf nach Gottes Rathschluß noch länger leben bei Albino, dem guten Knaben, bei Albino, dem bräunlichen Abbilde des redlichen weißen Vaters." —

Das Weib schüttelte den Kopf, als wollte es andeuten, daß sein Herz unmöglich geneigt sein könne, den Trostworten des geistlichen Vaters Glauben zu schenken. Dann entgegnete es unter Thränen: „Massa ist gut, und süßerquickend ist Massa's Rede. Doch, was wird Massa antworten können, wenn Blanca zu fragen anfängt? Sind mit dem Häuptling alle Guaraunos gestorben? Ist nicht die Sache des Einzigen die Angelegenheit des ganzen Stammes? Und wenn nur Ein Mann noch in den Wäldern wohnte, müßte er Huaracriou's Racheschwur erfüllen. Selbst das letzte Weib fühlte sich dazu angetrieben, mich zu verderben, und müßte es dabei sein eigenes Leben auf's Spiel setzen. Weiß Massa noch einen Trost für das weinende Herz der armen Blanca?" —

„Den besten Trost. Er kommt vom Himmel!“ entgegnete der Pater, und faltete die Hände. „Hast du gehört das Lied vom Kreuze, das ich bei deiner Ankunft gesungen? Meine Tochter thut wohl daran, wenn sie ihr Anliegen in den väterlichen Schooß des lieben Heilandes schüttet. Das Gebet allein wird dich trösten, armes Weib. Verlaß mich auf eine Weile. Ich habe mich noch vorzubereiten auf den morgigen Tag. Es ist der Tag des Herrn. Die Arbeiter der Plantagen bedürfen der evangelischen Labung; und ich bin dazu erkoren, diese Labung ihnen brüderlich darzureichen. Dort, der duftende Palmenhügel in geringer Entfernung von der Hütte, ladet dich ein unter sein schauerlich schönes Laubgewölbe. Dort kniee nieder; öffne dem Herrn dein Herz, und rede mit ihm in kindlichem Gebete. Gib dich mit Allem, was du hast, dem Allerbarmer zum Opfer dar mit gänzlicher Ergebung in seinen göttlichen Willen. — Gehe, meine Tochter; und gestärkt und überirdisch getröstet wirst du zu mir wiederkehren. — Horch, der Knabe Albino beschäftigt sich noch im Weidengebüsche. Ich sehe seine muntere Gestalt, und werde sie nicht aus dem Auge lassen. Der Herr segne dich! —

Die Negerin küßte dem Pater die Hand; und ohne ein Wort zu erwiedern, wandelte sie geneigten Hauptes und langsamen Schrittes nach dem Palmenhügel. —

## Fünftes Kapitel.

### Der nächtliche Ueberfall.

Die schönste Mondnacht, wie sie nur je in jenen tropischen Ländern sich vorfinden kann, hatte sich vermählt mit den duftenden Thälern von Guayana. Wunderlieblich beleuchtet ruht in schweigsamer Stille der dunkelgrüne Palmenhügel am Fluße Surinam. Die Blumen hatten allenthalben ihre Kelche geöffnet, die erquickende Nachtluft in sich einzusaugen, und dagegen das kostbare Aroma mannigfaltiger Gewürzpflanzen der reinsten Sommeratmosphäre mitzutheilen. Unter den schützenden Zweigen der Bäume wiegten sich zärtlichverliebt die kleinen niedlichen Inseparables*) aus dem Geschlechte der Papageien, die Musterbilder ehelicher Treue; und in den Gesträuchen des Sassafras**) zwitscherten, ihre Träume sich erzählend, die herrlich schillernden Colibri's. Nachtfalter, prachtvolle Schmetterlinge, schwirrten um die Blüthe der Aloë, der schönen Agave***) und um die Schlangengewinde des

*) Diese Vögel haben das Eigenthümliche, daß sie ohne einander nie leben können. Der Tod des Einen erfordert den Tod des andern. Von Zweig zu Zweig hüpft Eines dem Andern nach.

**) Gehört in das Geschlecht der Lorbeerbäume. Seine Rinden haben einen höchst feinen und scharfen Geruch; und es wird aus ihnen, wie aus den Wurzeln und unteren Stammtheilen ein Oel gewonnen, das den Völkern der tropischen Länder sehr angenehm schmeckt.

***) Eine ausgezeichnete Pflanze von den deutschen Gärtnern gewöhnlich Aloë genannt; allein sie unterscheidet sich von

Cactus*). In den Gesträuchen der verschiedenartigsten Rosen glänzten die summenden Goldkäfer. Von den Ufern des Flusses tönte zwischen Sümpfen und Weidengesträuchen der eigenthümliche, schrillende Pfiff des wachsamen, futtersuchenden Tapir's**). Und aus der Tiefe der Zuckerplantage lockte ein verwegener, unverschämter Affe dem Heere seiner Diebgenossen, die durch die Büchsen der Plantagenwächter eingeschüchtert, sich kaum getrauten, über die Fruchtbäume räuberisch herzufallen. Sonst wurde die Stille der herrlichen Mondnacht durch kein Geräusch unterbrochen, und feierte in heiliger Ehrfurcht dem Tag des Herrn entgegen.

Unter den Palmen des Hügels knieete einsam und allein die schwarze Blanca. Ihr schwärmerisches Auge suchte sich eine Lücke durch die großen, dunkelgrünen Blätter, und verweilte im milden Glanze des freundlichen Vollmondes. Die Hände hatte sie kreuzweise über die Brust gefaltet, und ihre hochrothen Lippen beteten im halblauten Silbertone: „Massa hat mir gesagt, daß ich Trost finde bei dir, mein Heiland!

---

dieser besonders durch die Gestalt ihrer Blüthen. Sie wächst wild in den Staaten von Mexico, und blüht nur alle 20—30 Jahre. Mehreres darüber siehe Pfennigmagazin. B. 1. Nr. 32. S. 255.

*) Eine Pflanzengattung, die eine Menge von Arten zählt, alle mit wunderschönen Blüthen.

**) Ein mit dem Schwein verwandtes Thier, das im größten Theile von Südamerica einheimisch ist. Seine Nahrung besteht aus Pflanzen, vorzüglich liebt er Melonen und Zuckerrohr, weßwegen er sich nächtlicher Weile oft in die Plantagen schleicht, und Schaden anrichtet.

Massa lügt nicht; und Blanca vertraut so gerne den gerechten Worten. Einst hast du unter den Menschen gewohnt, du guter Gott! Massa hat es mir gesagt; Massa lügt nicht. — Und du sahest das Elend der Menschen, und sprachst zu ihnen: „Wer mühselig ist und beladen, soll kommen zu mir, auf daß ich ihn erquicke!" — Die arme Blanca ist beladen. Wo findet man eine schwerere Last, als der Kummer ist auf Blanca's Seele? Und ich liege hier auf meinen Knieen, und bitte! Gib mir einen Tropfen deiner Erquickung, Herr! Die Angst des Todes trocknet meine Seele aus — ich muß verschmachten. Die Blumen öffnen sich — und der stärkende Thau der Nacht ergießt sich in ihre Kelche. Das Thier des Waldes geht an den Ufern umher — und findet seine Nahrung. Der Schmetterling färbt seinen Falter im Glanz des Mondes. Sie Alle sind deine Geschöpfe und du thust ihnen wohl zur Zeit, da sie es bedürfen. Ist Blanca nicht auch dein Geschöpf, du höchstes Wesen? Und bin ich nicht edler, als Alles um mich her, was sich regt und bewegt, was sichtbar ist, oder verborgen liegt in der Tiefe der Erde? — Ja, ich bin dein edelstes Geschöpf. Denn ich kenne den Schöpfer, und weiß, daß er mich aus Liebe erschaffen! Massa hat es mir gesagt; Massa lügt nicht. Ich weiß, daß ich erlöset worden durch den Sohn Gottes, und geheiliget durch den Geist der Gnade, und daß ich nun geworden bin ein reines Kind meines Herrn und Schöpfers. — So kniee ich da, dein Kind, dein bedrängtes Kind, eine Blume, die den Kelch der Seele öffnet, den Himmelsthau deiner Stärkung zu empfangen. Ich bete, wie Massa mich gelehrt!

Massa lügt nicht. Dein Wille ist heilig und gerecht! Gib, daß ich deinem heiligen und gerechten Willen mich unterordne; daß ich vertraue deinem Schutz, deiner Vorsicht und Weisheit! Dann verschwindet der Kummer meiner Seele; und die Last, die mein Herz bedrückt, verwandelt sich in einen leichten Adlerfittig, auf dem ich mich emporschwinge zu meinem Herrn! — Blanca hat nun gebetet, und es ist ihr wohl. Denn Massa hat gesagt: „Der Herr erhört das Gebet seines Kindes!" Massa lügt nicht. Amen!"

Das Gebet der Negerin war vollendet, die Lippe verstummt. Aber ihr Blick ruhte noch unverwandt in den milden Strahlen des Mondlichtes. Und ihre Hände hatte sie hinausgestreckt zwischen die Palmenzweige, als sei sie bereit, in andächtiger Anschauung den Geist des himmlischen Herrn, der ihr zu Hilfe eilen werde, liebreich und schmachtend zu empfangen. Da war es ihr auf einmal, als hörte sie dicht neben sich das Zischen einer gelben Schlange, jenes furchtbaren Thieres, vor dessen giftigem Biße der Indianer, der Weiße und der Neger zittern. Ein kalter Frost durchschauerte das innerste Mark ihres Gebeines. Und einen Augenblick nur überlegte sie, ob sie in unbeweglicher Stellung verharren, oder mit der Behendigkeit der flüchtigen Antilope dem todesgefährlichen Orte enteilen sollte. Allein das Wort: „Hugh!" bei den Indianern der Ausdruck jeder plötzlichen Gemüthsbewegung, der in diesem Augenblicke aus dem Versteck der dunkeln Gesträuche zu ihren Ohren tönte, brachte ihrer bangen Seele die furchtbare Ahnung bei, sie habe es mit einem schrecklicheren Feinde zu thun, als die gelbe Schlange, das gefürch-

tete Thier aus den Uferwäldern des Orinoco, je sein könne in ihrem höchsten Zorne. Die Ahnung wurde im Augenblicke grauenvolle Gewißheit. Die Stirne der Negerin war gefurcht durch die peinlichste Todesangst. Jede ihrer Geberden zeigte die verzweiflungsvollste Anstrengung, die Flucht zu versuchen. Es war umsonst; denn um ihren Arm hatte sich, wie ein kalter eiserner Ring — Huaracriou's nervige Faust geklammert. —

Der Häuptling der Guaraunos lachte in wilder Schadenfreude blutgieriger Rache. Allein die Züge der Freude in den bräunlichen Mundwinkeln verwandelten sich sogleich wieder in die grämlichen Falten eines furchtbaren Ernstes. Und er sprach: „Die gelbe Schlange hat sich glücklich hervorgewunden aus den tiefen Wäldern. Den ganzen Tag hat sie gelauert in der Nähe der Hütte der flüchtigen Antilope. Und hier endlich ist sie der kostbaren Beute habhaft geworden. Stolzes Weib, bekenne mir vor dem großen Geiste, der in dem Schatten der Palmen durch die Mitternacht wandelt, bekenne mir und rede die Wahrheit: Hast du einen Sohn, einen Nachkömmling des weißen Mannes, den du vorgezogen dem Häuptling der Guaraunos?"

Die Angst der Negerin hatte sich verwandelt in stillen Gleichmuth. Die Erinnerung an das kurze Gebet, das sie unter den Palmen zu dem Heilande gesprochen, schmückte ihre Seele mit christlicher Ergebung. Und sie erwiederte ruhig und ernst in männlicher Fassung: „Ich habe einen Sohn!" —

„Ist er die Freude deines Herzens?" fragte der Häuptling wieder. Und die Antwort der Negerin lautete: „Er ist die einzige Freude meines Herzens!"

Eine Pause tiefster Stille war zwischen den Indianer und das schwarze Weib getreten. Endlich fing der Eine auf's Neue an: „Und ist er gesund und von starken Gliedern, daß er leben kann ohne die Pflege eines Weibes?" —

„Du sagst es!" antwortete die Negerin nach dem innern Kampfe eines Augenblicks. —

„So sollst du kommen mit mir!" fuhr Huaracriou fort, ohne im Geringsten die Gemüthsbewegung des Zornes zu erkennen zu geben: „Die Zeit des Schwures ist erfüllt. Huaracriou's Weib und Knaben sollen sich ergötzen an dem Scalpe der flüchtigen Antilope. Dreihundert Schritte von hier, an der Stelle, wo ich dereinst die Rache gebrütet, wo ich vor dem großen Geiste das Gelübde gethan, meine und meines Stammes Ehre zu rächen — sollst du verbluten durch den giftigen Pfeil der gelben Schlange. Auf, und gehe mir voran — ich folge auf deinen Fersen!" —

Ohne ein Wort dagegen einzuwenden, schritt Blanca den Hügel hinab, hinter ihr der Häuptling der Guaraunos mit geschwungenem Tomahawk. Mit wenigen Worten gab dieser die Richtung des Weges an, der an das Ufer des Surinam führte. Es war ein schrecklicher Todesgang. Der Mond hatte sich verfinstert hinter einem dichten Nebelgewölke, das aus den Klüften des Parimgebirges sein düster Haupt emporgehoben, und es endlich herabgesenkt hatte gegen die Meeresküste. —

## Sechstes Kapitel.

### Der starke Mulatenknabe.

Das Ufer des Surinam war erreicht. Nur wenige Schritte fehlten noch zum bezeichneten Ziele. Der Häuptling hatte bereits den Bogen von der Schulter genommen und den Pfeil aus dem Köcher gezogen. Die Negerin ging langsameren Schrittes voran. Huaracriou meinte, dieß sei die Wirkung der nahenden Todesangst. Aber es war nicht so. Blanca in wunderbarer Fassung, die nur bei den Naturvölkern der unzugänglichen Wälder Africa's und America's aufzufinden, suchte durch ihr scheinbar ängstliches Zögern einen Augenblick zu gewinnen, der es ihr möglich machen könnte, die Flucht zu ergreifen. Ohne das Haupt zu bewegen, wandte sie den scharfen Blick gegen das Ufer, und als sie die geeignete Stelle entdeckt, war sie mit dem leichtesten Sprung hinter dem Häuptling, ergriff mit ihrer rechten Hand seinen linken Fuß, und gab ihm mit der andern einen Stoß in die Lenden, daß er das Gleichgewicht verlor und über den Damm des Ufers hinabrollte in die Fluthen des Surinam. —

All dies war das Werk eines Augenblickes gewesen. Und jetzt ergriff sie, mit einem Schrei das Warnungszeichen einer flüchtigen Antilope nachahmend, schleunigst die Flucht. —

Von der Hütte des Paters aus antwortete Albino, der schon lange ängstlich der Ankunft der Mutter ent-

gegengeharrt, und das Zeichen, daß sie in Gefahr schwebe, sogleich erkannt hatte, mit dem Geschrei einer gejagten Elster. Ohne diesen oft wiederholten Ruf des Knaben hätte die fliehende Blanca durch das dichte Nebelgewinde den Weg nach des Paters Hütte in Angst und Schrecken verfehlt, und wäre um so gewisser die Beute der räuberischen Rothhaut geworden.

Allein immer noch nicht war sie aus der Gefahr. Huaracriou war mit unglaublicher Behendigkeit am Uferdamme emporgeklettert und verfolgte das Wesen seiner Rache mit um so größerer Begierde, als dieses schon einen geraumen Vorsprung gewonnen hatte. Das Zeichen des Knaben, das der Mutter galt, gab auch dem Häuptling die rechte Richtung. Und ein Zischen seiner Lippen, wie das der gereizten gelben Schlange, verkündete das Freudengefühl des Indianers, das er darüber empfand, daß er die fliehende Gestalt der Negerin schon zu erkennen glaubte.

Blanca vernahm, wenige Schritte hinter sich, das furchtbare Zischen, das allein schon die flüchtige Antilope zu tödten drohte. Anstrengung und Furcht hatten ihre Kräfte gelähmt. Es war daran, daß sie hilflos und ohnmächtig zusammensinke, und fast am Ziele der Rettung auf's Neue die Beute des feindlichen Verfolgers werde. Mit einem einzigen Seufzer der bangen Seele, mit einem Blick der Ergebung hinauf zum Himmel, an dessen Wölbung durch die leichter gewordenen Nebeldünste das Mondlicht wieder leuchtete, wollte sie niederknieen, und im nächsten Augenblicke den Tod von dem Tomahawk oder giftigen Pfeile des Indianers erwarten. —

Da vernahm sie gerade vor sich den Leitton der Elster — Albino stand an ihrer Seite. Und den Häuptling der Guaraunos kaum einen Steinwurf weit hinter sich gewahrend, nahm er die schwarze Mutter, ohne einen Laut von sich zu geben, mit einer Gewandtheit und Kraft, die seine Knabenjahre weit übertrafen, auf seine Schultern, und trug sie, so schnell es geschehen konnte, der Zufluchtsstätte des frommen Paters zu. —

Kaum an der Hütte angelangt, auf deren Schwelle Anselmo mit einem Lampenlichte dem glücklichen Erfolge der jugendlichen Kraft und Behendigkeit fast ängstlich zweifelnd entgegenharrte — vernahm der Knabe ein grausenhaft Schwirren durch die Luft, und schauderte zusammen. Huaracriou, der, nur zwölf Schritte von dem Ziel der Fliehenden entfernt, zu den Wohnungen der Plantagen nicht näher sich hinanwagte, hatte einen Pfeil abgeschossen. Die giftige Waffe war dicht über dem Haupte der Negerin in das Palmengeflecht der Hütte eingedrungen. Der Pater stellte sich vor seine Schützlinge. Die Lampe beleuchtete sein ernst Gesicht. Und die Geberde seiner Hand, mit der er dem Häuptling zu verstehen gab, er möge sich eilig nach den Wäldern flüchten, deutete zugleich nach den naheliegenden Wohnungen, das Sklavenvolk werde alsobald zur Verfolgung der zornentbrannten, gelben Schlange aus dem Schlafe gerüttelt sein. —

Huaracriou schwang den Tomahawk mit ungeheurer Kraft hoch in der Luft, und rief mit furchtbarer Stimme: „Der Knabe der schwarzen Mutter vermag mehr, als sich allein nur zu nähren mit den Früchten

des Pisangbaumes*) und mit dem Brode des Maniol**). Er versteht auch andere aus den Armen des Todes herauszureißen mit einer Kraft, auf die ein jeder Junge im Stamme der Guaraunos stolz sein dürfte. Um so gieriger gelüstet die gelbe Schlange, das Herzblut der flüchtigen Antilope einzusagen. Und der Schwur ist erneuert im Angesichte des großen Geistes: Huaracriou's Tomahawk soll immer scharf sein, und kein Pfeil aus Huaracriou's Köcher soll ein Thier des Waldes erlegen, bis das Weib meiner Rache den letzten Tropfen Bluts vergossen, und sein Scalp auf einer Stange hängt, zum Spott der Kinder meines Volkes!"

Nach diesen furchtbaren Worten rannte der Häuptling in die Tiefe des Erdnebels hinein. Und ein schrecklich Geheul, der Ausdruck des wildesten Schmerzens über das Mißlingen seines Vorhabens, erfüllte die Luft, bis es allmählig in der Ferne sich verlor, und zu erkennen gab, daß der Häuptling im Dickicht des Waldes verschwunden. —

Albino führte die Mutter in die Hütte. Der Pater leuchtete voran. Es herrschte eine tiefe Stille. Die Negerin sank auf ihre Kniee. Der Blick der holdesten Zärtlichkeit ruhte auf ihrem Knaben. Ehe sie aber diesen in ihre Arme schloß, faltete sie die Hände über der Brust, und betete: „Ich danke dir, lieber

*) Das Wachsthum dieses Baumes ist so groß, daß man sich nicht die Mühe nimmt, die Früchte abzulesen. Man haut den Stamm ab; aus den Wurzeln schießt ein neuer Baum, der nach einem Jahre schon wieder Früchte trägt.

**) Das Mehl der Yucca, eines Knollengewächses, unsern Kartoffeln nicht unähnlich. —

Heiland, zu dem Massa mich geführet. Du hast dein Kind erhöret — es darf wieder leben für Albino! Du bist gut, unendlich gut! Massa hat es mir gesagt; Massa lügt nicht. Blanca hat es erfahren. Albino hat es erfahren. Wir danken dir! Amen!"

Nun wurde bald von der Negerin, bald von ihrem Knaben erst ausführlich der ganze Hergang berichtet. Und der Pater tiefgerührt segnete die schwarze Mutter und den bräunlichen Albino. Dann bot er ihnen an, in ihre Wohnung sie heimzugeleiten. Als sie draußen standen, zog er den Pfeil aus dem Palmengeflecht seiner Hütte, und nahm ihn mit sich. Und angelangt vor Blanca's Hütte, steckte er vor die Thüre die vergiftete Waffe, indem er sprach: „So oft ihr den Pfeil anseht, gedenket des Herrn, der euch harmherzig errettet aus den Händen eures Feindes." —

Jetzt empfahl er sie dem Schutze Gottes, wünschte ihnen einen süßen Schlummer nach glücklich überstandener Gefahr, und schied von ihnen. —

Der Mond stand in seiner vorigen Klarheit — und seine Strahlen ruheten freundlichmild über den schweigsamen Wohnungen der Plantage. —

## Siebentes Kapitel.

### Eine Leichenfeier der Guaraunos.

Die heraufsteigende Morgensonne, die mit ihren glorreichen Strahlen, wie mit prachtvollen Diademen, die Häupter der Berge und die höchsten Spitzen der Bäume krönte, bahnte sich endlich auch einen Glanzweg durch die Tiefe der Wälder an den Ufern des Orinoco. Hier beleuchtete sie eine fremdartige, sonderbare Scene. In einem mäßig geräumigen Thalgrunde, der umkränzt war von hundertjährigen Riesenbäumen, hatte sich das Volk der Guaraunos versammelt. Nur Huaracriou, der Häuptling, fehlte. Denn er war noch nicht zurückgekehrt von der nächtlichen Lauer auf die schwarze, flüchtige Antilope an den Grenzen der holländischen Plantage. Und es war doch schon der siebente Morgen, der seit seinem Weggange aus der waldigen Heimath der Guaraunos die Erde begrüßte. —

Die Männer dieses Stammes saßen beisammen in verschiedenen Gruppen. Die Einen zogen den wirbelnden Dampf gleichförmig aus ihren irdenen Pfeifen. Die Andern stützten die Arme auf ihre Tomahawks, und gaben durch die Blicke, die sie hie und da durch die vom Morgenwinde bewegten Gesträuche warfen, sattsam zu verstehen, wie sehnlich sie der Ankunft des Häuptlings entgegenharrten. Alle aber waren gefesselt von einem schauerlichen Schweigen, und saßen ohne Bewegung, wie leblose Gestalten. —

An dem andern Ende des Thales, wo es lang-

sam aufsteigend zu einer blumigen Anhöhe sich gestaltete, waren die Weiber, Mädchen und Kinder der Guaraunos versammelt. Hier erscholl die Luft von mannigfaltigen Tönen, bald tief, bald hoch, leiser und lauter, jetzt harmonisch und schmelzend, und sogleich wieder mißlautend und dem Geschrei heulender Nachtvögel vergleichbar. Es waren die Töne der unter diesem Stamme gebräuchlichen Leichenklagen. —

Auf einer Art von Bahre, aus den Rinden junger Fichten zusammenflochten, lag die sterbliche Hülle eines Weibes. Das Haupt ruhte über einem Bündel von Sassafras. Stirne, Ohren, Naselöcher, Lippen, Kinn und Hals waren sonderbar geschmückt mit Perlen, Corallen und Goldschnüren. Zwischen dem Haarbüschel ragten die buntfarbigen Federn aus den Flügeln eines Aras*) empor. Der Leib war verhüllt in das Fell einer Tigerkatze**). Ausgestreckt und verborgen unter Laubgewinden und Blumensträußen lagen Hände und Füße des entseelten Weibes. Auf der Erde neben der Bahre gewahrte man zwei Knaben, deren Stirnen auf den halbgebogenen Armen ruhten, und die der Starrheit ihres Körpers wegen das Loos der todten Hülle über ihnen getheilt zu haben schienen, wenn nicht hie und da ein lauter Schrei, der Ausdruck eines unbezwingbaren Schmerzes, über ihre Lippen gekommen wäre.

Die Weiber der Guaraunos bildeten um die Bahre einen weiten Kreis. Sie rangen die Hände,

---

*) Gehören in das Vogelgeschlecht der Papageien.

**) In das Geschlecht der Tiger gehörig; ist kleiner als der eigentliche, der Königstiger, jedoch flüchtiger als dieser.

zerrauften sich die Haare, zerrten an ihren Gewändern, pflückten Blumen, die rechts und links zu ihren Füßen dufteten, und überschütteten mit den Blättern und Blüthen, wie mit ihren endlosen Klagesätzen, den erstarrten Leichnam. Einige traten hinzu, und überhäuften die irdische Hülle mit Geschenken aller Art, mit Vanill, Zimmt und wohlschmeckenden Bananas. Andere rissen die Blumenkränze aus der Bahre, schwangen sie unter jämmerlichem Wehegeheul in den Lüften, und legten selbe, der schönsten Blüthen beraubt, alsbald wieder an den Ort, wo sie sich vorhin befanden.

Die Mädchen des Stammes aber gewährten den rührendsten und zugleich lieblichsten Anblick. Mit Perlen und Corallen und den bunten Federn der tropischen Vögel geschmückt, wie zu einem bräutlichen Feste, standen sie in malerischen Gruppen um die fichtenrindene Bahre. Nur aus den wehmüthigen Zügen der jugendlichen Gesichter war zu entnehmen, daß dieser festliche Schmuck mit den Gefühlen der weiblichen Herzen nicht übereinstimme. Allein die Sitte des Völkleins brachte solche Ceremonien mit sich. Die schöngeschmückten Mädchen sollten die hingeschiedene Seele ihrer ehemaligen Jugendgenossin in festlicher Tracht und durch lieblichen Gesang dem großen Geiste anempfehlen. —

Und wirklich begann, da die Klagen der Weiber auf einen Augenblick verstummt waren, Eine aus dem Chor der Mädchen einen schmelzenden Gesang, schwärmerisch und bilderreich, wie man es bei den Kindern der Urwälder jeder Zone findet. Der Gesang lockte die Aufmerksamkeit der Klagenden so an sich, daß außer

den Tönen der Sängerin kein Laut durch die Lüfte schwebte. Selbst die Männer des Stammes am Rande der Wiesenfläche wandten ihre Blicke hügelan, und vergaßen im Anhören der rührenden Stimme den Dampf aus den Röhren ihrer irdenen Pfeifen zu ziehen.

„Das süße Zuckerrohr ist geknickt!" begann das Mädchen zu den Tönen einer einfachbesaiteten Muschel: „Die grünen Blätter sind gelb geworden in der Dürre der Wildniß! Wie lange ist es, daß das schlanke Rohr sein Haupt emporgehoben vor allen Andern? Bist du auf einmal alt geworden, du Schwester der schönen Tigerkatze? Leer ist die höchste Hütte auf den Palmen. Das erste Weib der Guaraunos hat zu frühe verlassen die Heimath in den Uferwäldern am großen Strome." —

Hier schwieg die Sängerin, trat zu der Bahre, nahm eine Blume aus einem der Kränze, und streute die Kelchblätter auf der Erde umher. Dann neigte sie sich über den Leichnam, um mit der Thräne ihres feurigen Auges das leblose Angesicht zu befeuchten, und setzte sich endlich schweigsam und das Haupt zur Brust geneigt in geringer Entfernung auf ein Bündel getrockneter Weidenruthen.

Ein zweites Mädchen trat heran, und gab die Gefühle ihres Herzens in folgenden Worten kund: „Die hochstämmige Palme stand munter und fröhlich in den Strahlen der Mittagssonne. Der Wurm der Untererde hat ihre Wurzeln zerfressen. Wo ist nun die Palme, die mit den Wolken geredet? Wo ist das grüne Haupt, das unter den Sternen gewandelt? Ich bin zum Mädchen gereift unter dem Schatten der

Palme. Soll ich nicht klagen um den kühlenden Schatten? Laßt mich gehen und weinen! Ich habe geredet. Es ist genug."

Und schluchzend entfernte sich die Sängerin, um bei der ersten stillschweigend Platz zu nehmen. —

Eine Dritte näherte sich, und sang: „Ich empfehle dich dem großen Geiste, du edler Schatten der Hingeschiedenen. Großer Geist, der du die Sterne der unendlichen Höhen zähltest und die Blätter der Wälder und die Wassertropfen des Stromes, lächle das Weib freundlich an, und gib ihm eine friedliche Stätte unter den edlen Guaraunos, die uns vorangegangen. Freue dich, holde Schwester! Der große Geist hat mein Gebet erhört, und dich angelächelt!"

Hierauf kam eine Vierte, neigte sich über die Leiche, und sang jetzt in leisen, jetzt in lauteren Tönen: „Da du noch wandeltest unter den Mädchen der Guaraunos, warst du ihre Blume. Ein starker Jüngling, vor dem die Feinde zitterten, hat dich genommen in seine Palmenhütte — und du warst die Krone der Weiber. Zwei Knaben lächelten dir an dem Herzen — und du warst die Perle der Mütter. Blume, Krone und Perle des edlen Stammes in den Wäldern des großen Stromes, warum hast du uns so frühe verlassen?" —

Und sie schwieg. Die Knaben, die immer noch starr und stumm mit den Häuptern gegen die Erde dagelegen, erhoben sich jetzt plötzlich. Der Gesang brachte ihren Schmerz zum Ausbruche der rührendsten Klagen. Sie neigten sich zu beiden Seiten über den Leichnam. Und einzelne Worte mischten sich in ihre lauten Thränen. „Wo ist dein Odem, o Mutter? rief

der Jüngere: Dein süßer Hauch, der uns so freundlich geküßt?" — Und der Aeltere fragte, die Hände ringend: „Wo ist das Licht deiner Augen, das uns täglich mit neuer Klarheit geschienen?" —

Die Weiber des Stammes, Mitleid tragend mit den Schmerzen der Knaben, nahmen die Schluchzenden in ihre Mitte, und strebten, sie hinweg zu führen von der Bahre der mütterlichen Leiche. —

Da trat ein fünftes Mädchen hervor, den früheren Gesang ihrer Schwestern mit den Tönen ihrer leichtbeweglichen Lippen zu vermehren. Doch der freundliche Leser ist nun hinlänglich bekannt mit den Trauergebräuchen jener Eingeborenen in den Wäldern des Orinoco; und der Erzähler meint, in der Geschichte fortfahren zu dürfen. —

Nachdem alle Mädchen des Stammes ihr Leid in rührendem Liedwechsel ausgedrückt — herrschte abermal eine tiefe, schauerliche Stille. Unten am Thalrande, wo die Männer saßen, entstand im nahen Gebüsche ein Geräusch, und durch die Luft tönte das Zischen der gelben Schlange. Die Blicke der Männer wandten sich nach der Stelle, woher der wohlbekannte Ton gekommen. Und der Aelteste aus der Versammlung, ein gewaltiggroßer und ernstblickender Indianer, antwortete mit einem schreckbaren, tiefen Schrei, der dem Geheule des langrüsseligen Kaimans*) nicht unähnlich war. Das Gebüsch theilte sich. Ein Tomahawk, der rechts und links die Zweige niederknickte, ward sichtbar — und Huaracriou stand vor den Männern. —

*) Der americanische Name des americanischen Crocodills, in der Naturgeschichte Alligator genannt.

Der erste Blick des Häuptlings fiel auf die Trauerscene über der Anhöhe des Thalgrundes, und richtete sich alsbald fragend an den Aeltesten. Dieser trat vor den Fürsten der Wälder, und sprach langsam und feierlich: „Der große Geist hat das Erste der Weiber in seine Wohnungen heimgenommen. Gyauwla's Leichnam ruhet auf der Bahre.“ —

Ein schauerliches Schweigen war die Folge dieser Aufklärung. Aller Augen waren auf den Häuptling gerichtet. Huaracriou stand einen Augenblick wie zernichtet. Das Wanken seines Hauptes gab zu erkennen, daß es ihm schwindle vor der Stirne. Er lehnte sich an einen Baumstamm, um den sich Hände und Füße klammerten mit den Windungen einer gelben Schlange. Und mit dumpfem Geheul wollte er seinen qualvollen Schmerzen Luft machen.

Allein plötzlich besann er sich, daß sich solches Geberden nicht schicke im Angesichte seines Volkes, und stand aufrecht und erhaben, den Tomahawk in der Bucht seines Armes haltend. Die faltenleere Stirne zeigte von seiner gleichmüthigen Ruhe, obwohl die Züge versteckter Trauer um Augen und Lippen seine scheinbare Fassung Lügen strafen wollten. Der Mann des Unglücks fragte nicht nach der Ursache des plötzlich erfolgten Todes seines Weibes, sondern winkte nur mit der Hand; und die Männer folgten ihm die Anhöhe hinan zu der Bahre. —

Schweigsam zogen sich die Weiber zurück. Die Mädchen aber öffneten den Kreis, und ließen den Häuptling vor den Leichnam treten. Sein Blick ruhete starr auf der entseelten Hülle. Aber keine Thräne

durfte hervorbrechen aus dem düstern, trüben Auge; er bezwang sie mit hartnäckiger Gewalt; und drückte jeden Seufzer, der seine Lippen bewegen wollte, mit Riesengewalt zurück tief in die Kehle, daß das Volk mit Verwunderung auf seinen Häuptling schaute. Endlich konnte er es nicht mehr verhindern, daß der Name Gyauwla im höchsten Schmerzenstone die Lüfte erfüllte. Und er neigte sich über die Mutter seiner Kinder, und und blickte starr in das trübe Auge, und erwartete schweigend, daß ein Weib aus dem Stamme den Hergang von Gyauwla's Tod ihm erzähle.

Da trat Eine aus den Klagenden herbei, und begann zu reden: „Du hattest den Strom durchschnitten mit deinem leichten Canoe. Der dritte Tag seit deinem Scheiden von Weib und Kindern war vorüber. Der Abend dämmerte. Der Vollmond leuchtete. Aber ein dichter Nebel lag verborgen in den Klüften der westlichen Gebirge. — Die Blätter der Palmen rauschten im unheimlichen Abendwinde; und die heulenden Alcos in den Tiefen der Wälder gingen entweder auf Raub aus, oder verkündeten ein nahes Unglück. Das Letztere ist wahr geworden. Der Stamm der Guaraunos hat's erfahren müssen! — Wer will zürnen dem großen Geiste? Oder wer ist mächtig genug, den Odem des Lebens in die starre Hülle zurückzurufen? — Ein Geschrei deiner Knaben erfüllte die Luft. Wir eilten und erstiegen pfeilschnell die Hütte in den Zweigen der Palmen. Es war umsonst, und Gyauwla's Leben verschwunden in dem Augenblicke, da der Nebel aus dem Schooße des Gebirges hervorkroch, die Wälder und Ebenen durchströmte, und das Mondlicht verdunkelte.

Unter Schrecken und Angst erzählten deine Knaben, das Weib sei ausgegangen, froh und munter, da die Strahlen der Sonne noch unter den Palmen gewandelt, am Abende aber zurückgekehrt in grauenvoller Verwirrung und mit der Unruhe und Schüchternheit eines gejagten Rehes. In seltsamer Geberde mütterlicher Freude habe sie noch ihre Kinder geliebkos't — dann sei sie niedergesunken, um für immer auszuhauchen das süße Leben. — Was ist geschehen, daß die volle Kraft des schönsten Weibes auf einmal gebrochen? So dachten wir, und forschten nach — und wir haben's gefunden. Gyauwla starb durch den Biß einer gelben Schlange, die unter den Gesträuchen und Gräsern verborgen, nach ihrem Blute lechzte. Schrecklicher schallte das Geheul des wilden Alcos aus den Tiefen der Wälder zu unseren Ohren. Das Unglück war geschehen! Der Stamm der Guaraunos hat's erfahren müssen! Wer will zürnen dem großen Geiste? Oder wer ist mächtig genug, den Odem des Lebens in die starre Hülle zurückzurufen? Freudetödtend wandelt die Klage durch die Reihen der Weiber, und der Pfeil des Jammers trifft ihre Herzen! Mein Auge ist angefüllt mit den Perlen des Grams; und mein Mund ist nur vertraut mit den Worten, die das Unglück verkünden. Laßt mich! Es ist genug! Ich habe geredet!" —

Das Weib verhüllte sein Angesicht mit beiden Händen und trat in die Schaar der Leidtragenden, deren Klagegeschrei und Jammergeheul auf's Neue ertönten. —

Huaracriou hatte auch nicht mit der geringsten Bewegung seine Stellung verändert, so lange das Weib gesprochen. Da dieses aber mit dem Trauerbe-

richt zu Ende war, forschte er mit Blicken und Händen nach seinen Kindern. Sie sprangen herbei, die Geberden des Vaters verstehend; und bald schluchzend um die Mutter, bald lächelnd bei dem Bewußtsein, den Vater zu haben, umklammerten sie des Häuptlings Füße. Er hob sie empor, drückte sie stumm und leidensvoll in seine Arme, und übergab sie der Pflege seines Volkes, den Jüngern der Sorge der Weiber, den Aeltern der Obhut der Männer. Dann befahl er mit einem Wink, der den Mädchen galt, Gyauwla's Leichnam zu beerdigen. —

Unter einem jungen Mammeibaume*) auf der Spitze des Hügels wurde ein Grab bereitet; und Gyauwla's entseelte Hülle unter dem wiederholten Gesang der Mädchen, und Heulen der Weiber daselbst in den Schooß der Erde versenkt. Nachdem dieß geschehen, trat eine feierliche Stille ein, und die Augen aller Anwesenden waren auf den Häuptling gerichtet, in der Erwartung, daß er zu seinem Volke reden werde. —

Huaracriou, der während des Begräbnißactes stumm und gedankenvoll, das Angesicht niedergebeugt zur Erde, auf dem Wurzelstocke eines Pisangbaumes dagesessen, erhob sich jetzt und trat langsamen Schrittes, jedoch mit dem Ernste männlicher Fassung, zur frischen Graberde, unter der die Ueberreste seines Weibes verborgen worden. Und indem er Tomahawk, Köcher und

---

*) Ein schlanker Baum, der 60—70 Fuß hoch wird, und bei den Indianern seiner äußerst angenehm schmeckenden Frucht wegen sehr beliebt ist.

Bogen zu Häupten des beerdigten Leichnames niederlegte, sprach er mit lauter Stimme zu seinem Volke: „Ihr trauert nicht umsonst! Des Häuptlings Palmenhütte ist verödet! Die Mutter seiner Kinder ist ausgegangen, um nie wieder heimzukehren! Was ist der Sturmwind des großen Gewässers gegen das Toben meines Grames? Was der Kampf des Jaguars mit der Riesenschlange*) gegen Huaracriou's Kampf, den er wider die Klage seines Herzens zu bestehen hat? Wie lange ist es, daß ich an Gyauwla's Seite den weichen Tönen des Cencontlatolli**) mein Ohr lieh? Wie lange, daß ich mit ihr und den Knaben unter frohem Scherz die gerösteten Bananas verzehrte? — Siebenmal nur seit jenen glücklichen Stunden hat die scheidende Sonne den Abend in unsere Wälder gelockt — und Gyauwla's Leichnam ruhet unter der Erde des Hügels. Ihr Weiber meines Stammes, in deren Gedächtniß Gyauwla's freundliche Züge nie erlöschen wer-

*) Die gräßlichste unter allen Schlangen. Es soll deren geben, die die Dicke eines zwölfjährigen Knaben haben. Sie lauern auf die stärksten Thiere, umwickeln sie, zerquetschen ihre Knochen, belecken sie mit ihrem Geifer; und in wenigen Stunden wird das Fleisch wie Gallert.

**) Der americanische Spottvogel, der an Kraft, Melodie und Mannigfaltigkeit der Töne noch die bewunderte deutsche Nachtigall übertrifft. Wie diese, hat er ein unansehnlich Kleid. Sein Gefieder ist obenher aschgrau, untenher blässer. Sein eigentlich Vaterland ist Nordamerica; doch hat er sich jetzt über ganz America verbreitet, so daß er im Süden fast häufiger vorkommt, als im Norden. Die Indianer horchen mit Entzücken auf seine schmelzenden Töne. Seiner Brut sind die Schlangen sehr gefährlich.

den, verpfleget Gyauwla's jüngeren Knaben, der noch nicht versteht, den Tomahawk zu schwingen und den Bogen zu spannen. Ihr Männer meines Stammes, deren Heimkehr von siegreichem Kampfe Gyauwla mit Liedern und Geschenken verherrlichte, vergesset nicht, den älteren Sohn der verstorbenen Mutter in eure Schaar aufzunehmen, wenn ihr das Wild erlegt in den tiefen Wäldern oder die Fährte eurer Feinde verfolget. Huaracriou kann nicht immer an den Ufern des großen Stromes verweilen. Die gelbe Schlange der Wälder muß sich hervorwinden und an den Wohnungen der Blaßgesichter auf Beute lauern. Was soll ich auch der Knecht meines Kummers bleiben? Meine Palmhütte ist verödet. Der große Geist hat es so gewollt. Die Weiber sollen klagen. Huaracriou muß leben für das Volk seines Stammes!"

Hier schwieg der Häuptling. Die Männer gaben durch Kopfnicken und leises Gemurmel zu verstehen, daß ihnen seine Rede gefallen. Die Weiber und Mädchen aber erhoben auf's Neue ein Klagegeschrei, und entfernten sich heulend auf einen Wink des ernstblickenden Häuptlings.

## Achtes Kapitel.

### Die Rathsversammlung.

Huaracriou steckte einen Lanzenschaft in die Erde. Und die Männer, das wohlbekannte Zeichen beachtend, lagerten sich in verschiedenen Gruppen am Hügel umher, sich in ernstem Schweigen vorbereitend zur gemeinschaftlichen Rathsversammlung. —

Der Häuptling führte den Aeltesten der Versammlung (die Greise waren in den Palmhütten zurückgeblieben), — Kaiman hieß er, und hatte sich diesen Namen erworben durch die Gewandtheit und Vorsicht, mit der er die Ungeheuer des großen Stromes zu besiegen vermochte — zum Wurzelstock des Pisangbaumes, der die erhabenste Stelle einnahm. Denn die Indianer erzeigen dem reifesten Mannesalter hohe Ehren. Und Huaracriou, ob er auch durch seine Herkunft und mehr noch durch persönlichen Muth und Auszeichnung im Kriege den höchsten Rang unter seinen Genossen behauptete, gab durch die Achtung, die er dem graubärtigen Kaiman erwies, zu verstehen, daß er der Erfahrung des Alters in der Versammlung der Männer den ersten Platz einräume, und den weisen Lehren des Aeltesten gern gehorche. Auch ist bei jenen Völkern der americanischen Urwälder in ihren Rathsversammlungen Jeder dem Andern gleich. Einer spricht — und Alle horchen. Mit keinem Worte wird die Rede unterbrochen. Hat er geendet, beginnt ein Anderer, nachdem vorher in langen Pausen und mit gewaltigem

Ernst die Rede des Ersten überdacht worden. Endlich nachdem ein Jeder seine Ansicht kurz und kräftig dargelegt, wird jene, die den Meisten als die richtigste erscheint, unbedingt angenommen. Und sogleich schreitet die Versammlung zur neuen Berathung, wie diese Ansicht auf's schnellste und beste ausgeführt werden könne. —

Huaracriou stand neben dem Grabhügel der kurz vorher beerdigten Gyauwla, und redete zu den Männern im ernsten Tone: „Der große Geist zürnet mir, weil ich den Schwur der Rache, den ich einst vor seinem Angesicht gethan, noch nicht vollzogen habe. Er zürnet dem Häuptling der Guaraunos; darum hat er ihm die Zierde seiner Palmhütte genommen und ihn gemacht zum Verlassensten im tapfern Volke der Uferwälder. Doch ich will versöhnen den großen Geist, so wahr mein Pfeilgeschoß Gyauwla's Erde küßt, und die Thränen der Weiber, die am Grabe weheklagten, sich vermischen mit dem Blute der Feinde, das an meinem Tomahawk klebt. Ich will versöhnen den großen Geist, und die Rache vollenden. Huaracriou hat geredet." —

Die tiefste Stille hatte sich ausgegossen über die Versammlung. Aller Augen waren auf den Aeltesten gerichtet, der nach einigen Minuten kaum bemerkbar sich zu dem Sprecher wandte, und also fragte: „Wie heißt die Rache des Häuptlings der Guaraunos?" —

Immer mehr und mehr steigerte sich die Aufmerksamkeit der Versammelten, als Huaracriou seine ehemalige Neigung zu der flüchtigen Antilope, seine Schmach durch ihr Ablehnen seines Anerbietens, seinen schrecklichen Schwur, und endlich den Plan der Rache,

deren Vollführung mißglückt, fest und klar vor den Männern seines Volkes kund gab, was Alles der freundliche Leser in den vorerzählten Kapiteln sattsam inne geworden.

Anfangs verfinsterten sich die Blicke der Indianer. Bei Schwur und Rache aber erheiterten sie sich wieder. Und ein sonderbar Freudengemurmel wälzte sich durch die Gruppen. Bei der unglücklichen Ausführung jedoch tönte von allen Lippen mit einem einzigen Schrei des Unwillens das Wort „Hugh" durch die Lüfte, und theilte sich im dreifachen Echo den nahen Waldschluchten mit. —

Huaracriou war mit der Erzählung zu Ende. Und Kaiman wandte sich zu ihm mit den ernsten Worten: „Der große Geist zürnt mit Recht dem Häuptling der Guaraunos! War keine aus den Töchtern des edlen Stammes würdig genug, Huaracriou's Palmhütte zu zieren? Warum wolltest du das schwarze Weib aus der Wüste ferner Länder vorziehen den schlanken Mädchen der Eingebornen? Warum fremdes Blut vermischen mit dem Geschlechte der Rothhäute? Darum zürnte dir der große Geist und hat dir das Weib genommen, das dir die schönsten Knaben gebar!" —

Huaracriou erwiederte auf den Vorwurf des Aeltesten keine Silbe, die zu seiner Rechtfertigung hätte gelten können. Unbeweglich verharrte er in seiner vorigen Stellung. —

Nach einer Weile nahm ein Anderer aus der Versammlung das Wort, und sprach: „Ist der Häuptling der Strafe verfallen, und verlangt das große Wesen, das unsichtbar durch unsere Wälder schreitet, zur Ver-

söhnung mit dem ganzen Stamme Huaracriou's Tod, so wird er als starker Mann und edler Guaraunos zu sterben wissen. Schwinget die Tomahawks!"

Des Häuptlings stolzes Benehmen wurde durch die Rede nicht im geringsten erschüttert. Gleichmüthig neigte er das Haupt gegen die Erde, und gab den Nacken blos, die Todesstreiche seiner Landsleute zu empfangen.

Da erhob ein Dritter seine Stimme, und redete: „Habt ihr vergessen, Brüder, daß er im Angesichte des großen Geistes einen Schwur gethan? Wer sich und die Ehre seines Stammes rächen will an seinem Feind, soll nicht sterben unter den Tomahawks seiner Genossen! Ich habe geredet!" —

Ein Beifallgemurmel belebte die Reihen der Männer. Und das beliebte „Hugh" erfüllte die Lüfte. Huaracriou aber stand immer noch mit niedergebeugtem Haupte, bis endlich der Aelteste mit feierlicher Stimme rief: „Der Abkömmling des ersten Geschlechtes unserer Väter soll leben, seine Rache zu vollenden, damit versöhnet werde der große Geist unserer Wälder!" —

Jetzt stand der Häuptling festen Fußes und freien, offenen Angesichtes vor den Männern, und warf den durchdringenden Blick unter den Reihen umher, als wollte er einem Jeden zu verstehen geben, sein unerschütterlicher Muth sei weit erhaben über die Urtheile der Genossen. —

Dann nahm ein Vierter das Wort und sprach: „Die Rache, die der Häuptling wider das Weib der fernen Wüste brütet, und bisher weder durch die Schärfe seines Tomahawks, noch durch das Gift seiner Pfeile

konnte bewirkt werden, soll durch List ihrer Vollführung entgegengehen. List gegen die Feinde macht das Geschlecht der Guaraunos zur Krone aller Stämme der tiefen Wälder. Ich habe geredet. Wissen die Brüder einen nützlicheren Rath, so mögen sie ihn kund geben in der Versammlung."

Die Worte des Letzteren wurden geraume Zeit hindurch in schweigsamem Ernst überdacht von den Männern. Kein Mund öffnete sich, einen Laut dawider zu sprechen, zum Zeichen, daß die Rede gebilligt worden.

Da fragte Kaiman: „Kennt ihr einen Bruder, der fähig ist, dem Häuptling beizustehen, daß die List der Rache glücklich vollführet werde?"

Aller Augen waren auf den Aeltesten gerichtet. Und eine Stimme aus den Männern antwortete: „Der die Ungeheuer des großen Stromes, die ihre Zähne furchtbar herausbieten aus den dunkeln Wellen, durch List und Gewandtheit zu besiegen versteht, mag auch des Häuptlings würdiger Gefährte sein. Du bist es selbst!" —

„Hugh!" ertönte es in den Reihen. Huaracriou trat zum Aeltesten und bot ihm die Hand. Dann zog er den Schaft der Lanze aus der Erde.

Und die Männer gingen schweigend auseinander. —

# Neuntes Kapitel.

## Das Fest in der Plantage.

In dem Pallaste des reichen Holländers van der Nelken ging es gar rührig zu. Noch ehe die heraufsteigende Morgensonne die hohen Zinnen des Hauses beleuchtete, waren im Innern der Wohnung hundert Hände rege geworden. Schwarze Sklavinen beschäftigten sich in der Küche mit der Zubereitung der köstlichsten Leckerbissen. Andere, unter denen die stille, redliche Blanca die Aufsicht hatte, waren in die innern reichgeschmückten und kostbar möblirten Gemächer beordert worden, die Teppiche zu reinigen, und den aus Mahagoniholz gearbeiteten Fußboden mit Limonenwasser zu scheuern.

Der Herr des Hauses saß vor der Schwelle unter den Schatten der Tamarindenbäume. Albino, der Mulatenknabe, Blanca's freundlicher Sohn, den van der Nelken lieb gewonnen, trat heran, und reichte seinem Herrn mit ehrerbietigem Morgengruße die dampfende Pfeife und ein Glas, gefüllt mit Wachholderbranntwein.

Der Pflanzer gebot dem Knaben und sprach: „Gehe zum Thürmlein am Eingange in die Zuckerplantage, und setze die Glocke in Bewegung. Die Sklaven sollen sich versammeln um ihren Herrn. Ich will ihnen ein freudebringendes Wort verkünden!" —

Albino ging — und gleich darauf ertönte die Glocke, die in wenigen Minuten Hunderte von Sklaven vor die Schwelle des Hauses zusammenrief. Van der Nel-

ken legte einen Augenblick die Pfeife bei Seite, und redete zu den Versammelten: „Ihr seid für diesen Tag eurer Arbeit enthoben. Denn es jähret sich heute das glückliche Ereigniß der ersten Landung meiner reichbeladenen Schiffe im Hafen von Hamburg. Ich will, daß dieser Tag, an dem mich der allmächtige Gott gesegnet, und meinen Wohlstand für die ganze Zeit meines Lebens gnädiglich festgegründet, in erquickender Fröhlichkeit gefeiert werde. Ich habe dem Hausmeister befohlen, daß er euch zu essen und zu trinken gebe nach Lust und Willen. Nür sollen Mäßigkeit und Ordnung nicht bei Seite gestellt werden. Rings im Garten umher mögt ihr euch belustigen mit Gesang und Spiel, bis der Abend dämmert. Dann dürft ihr euch hier wieder einfinden, um von euerm Herrn doppelte Tageslöhnung zu empfangen. Wer sich aber betrinken oder sonst unordentlich aufführen wollte, der mache sich gefaßt, all die Strafen zu empfinden, die ein solch Betragen zur Folge hat."

Der gutmüthige Holländer winkte mit der Hand. Die Sklaven verneigten sich und gingen. Bald sah man sie im großen Garten, in verschiedene Gruppen vertheilt, bei mannigfaltigen Spielen, bei Karten und Würfeln, Wettrennen und Baumklettern, Faustringen und Steinschleudern. Die Stilleren waren um einen Neger versammelt, der in der Sprache seiner Heimath Lieder sang, und dazu einer besaiteten Kürbisflasche sonderbare Töne entlockte.

Blanca trat aus dem Hause, ein silbern Gefäß mit Vorsicht in beiden Händen tragend. Sie brachte dem Pflanzer den beliebten Kaffee. Albino aber hielt

dem gemächlichen Herrn van der Nelken die brennende Lunte hin, und aus der langen Pfeife wirbelte auf's Neue der wohlriechende Tabacksdampf.

„Ist meine Frau bereit, die Gäste zu empfangen?“ fragte der Pflanzer die dienstfertige Negerin. Und diese bejahte es mit schneller Verbeugung und freundlichem Kopfnicken, indem sie, die gute Laune des reichen Herrn in die Länge zu erhalten, mit schmeichelnder Stimme hinzusetzte: „Du gesegnet bist mit schöner Frau; schöne Frau aber auch gut gegen Blanca. Du dich wundern wirst, wie Frau glänzt in Gold und Perlen. Schön putzen, hat Blanca gesagt, Gäste kommen. Reich Mann sich freuen soll, schönste Frau zu haben. Und gute Frau, recht gut; hat die arme Blanca beschenkt mit einer Silbermünze. Blanca trägt um den Hals das glänzend Ding. Blanca küßt es oft, wird nicht vergessen die gute Frau.“ —

Van der Nelken lächelte mit niederländischer Behaglichkeit, und schickte die Negerin in das Haus zurück, mit dem Auftrage, der festlichgeschmückten Frau anzudeuten, daß der Ehegemahl mit Neugier ihrem Erscheinen im Freien entgegenharre. Da kamen eben die Pflanzer aus der Nachbarschaft, die Alle zum Schmause und zur fröhlichen Unterhaltung bei Spiel und Tanz eingeladen worden, mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern dahergefahren, und stiegen ab unter den Tamarindenbäumen vor der Thüre, um sogleich den Herrn des Hauses freundlich zu begrüßen.

Unter den ersten Höflichkeitsbezeugungen hatte sich auch van der Nelkens junge Frau hinzugesellt. Der Garten, an der Vorderseite des Hauses gelegen, wo

die schönsten Blumen mannigfaltigen Wohlduft verbreiteten, und die breiten Aeste der Fruchtbäume kühlenden Schatten gewährten, wurde als der geeignetste Ort befunden, das festliche Mahl im Freundeskranze abzuhalten. Tische und Bänke wurden zurecht gerichtet; und bald schimmerten die mit blendendem Weißzeug gedeckten Tafeln von Gold und Silber und lieblichbemalten Blumenvasen. Die Sklaven und Sklavinen hatten vollauf zu thun, die Geräthschaften bis zur Herstellung vollkommener Ordnung und niederländischer Genauigkeit herbeizuschleppen und aufzustellen. —

Während dem bewegte sich die Gesellschaft in der Plantage umher. Die Frauen und Mädchen schlürften unter Weges den Kaffee, der ihnen von schlanken Negerinen nachgetragen und angeboten wurde. Die Herren vergnügten sich an dem Dufte feiner Cigarren, die ein Negerknabe, der überall hinfolgte, in ganzen Bündeln bei sich trug.

Der Eigenthümer der Plantage versäumte nicht, den Gästen die Erträgnisse seiner wohlbestellten Güter zu berechnen, die Vortrefflichkeit seines Zuckerrohres und Kaffee's, seiner Baumwolle und Gewürze, seines Cacao's und Indigo's, und der vielerlei Arten wohlschmeckender Südfrüchte anzurühmen, und dabei, was ein braver, biederer Mann nie vergessen sollte, die Milde und Güte des allmächtigen Gebers, der solchen Segen in seine Haushaltung gelegt, dankbar in Erinnerung zu bringen. —

Endlich setzte man sich zur wohlbestellten Tafel. In fröhlichem Gemisch ergötzten sich untereinander die Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, den küh-

len Schatten unter den Aesten der Tamarindenbäume begierig einathmend. Schwarze Sklaven eilten hin und her, die frohen Gäste ihres Herrn in stummer Ehrerbietung zu bedienen. Kostbare Weine und Liqueure, unter denen jedoch der von den Niederländern geschätzte Wachholderbranntwein nicht fehlen durfte, prangten über der Tafel. Es dampfte die beliebte, starkgepfefferte Cassavesuppe*).

Der Hausherr stimmte ein kurz Tischgebet an, und winkte seinem treuen Albino, dem er die Aufsicht über die bei'm Mahle dienstthuenden Neger gegeben hatte. Alle Gäste waren gerührt und zur Andacht gestimmt, da sie auf den Mulatenknaben ihre Blicke richteten. Dieser kniete auf einer Rasenbank unter einem Tamarindenbaume, das Haupt tief niedergeneigt und die Hände gefaltet über der Brust. Er betete die gute Meinung:

„Zu dem, der Speise und Trank gegeben,
Sollen die Herzen sich dankbar erheben.
Gibt er wenig oder viel —
Alles nach höherem Zweck und Ziel.
Aber nie soll der Mensch sich vermessen,
Seinem Geber den Dank zu vergessen!
Dankbar erweist er sich, wenn er thut,
Was vor dem Heiligsten recht und gut!" —

Der Knabe erhob sich, und ermunterte nun die Sklaven zu schneller Bedienung der Gäste. Es begann das fröhliche Mahl, zu dem auch Pater Anselmo geladen und erschienen war. Die Pflanzer mit Weibern,

*) Wird bereitet aus dem Knollenmehl der Yucca.

Söhnen und Töchtern ließen es sich tapfer schmecken, obwohl hier Gerichte auf einander folgten, die dem Geschmacke der Europäer fremdartig sein und nicht immer entsprechen würden. Zum Beispiel wurde eine Seekuhkeule aufgetragen, dann ein im Geschmacke der Colonisten hochangeschriebener Tapirrücken, ein gerösteter Leguan, und endlich nach vielem Anderen eine Papagayenpastete. Auch ein gebratener Affe war sonst ein Leckerbissen für americanische Gaumen. Allein der Pflanzer hatte dieses Gericht von seiner Tafel für immer verpönt, weil das Thier, als Braten zugerichtet, einem Kinde zu auffallend ähnelte. Dann schlürfte man noch einmal Kaffee, den die Männer mit einem Glas Rum zu einem geistigen Getränke verwandelten. Cigarren wurden geraucht, Karten gespielt, und Damen gezogen. Und allenthalben herrschte bis zu Sonnenuntergang die geselligste Heiterkeit, die selbst auf die Spiele der Sklaven, die im tieferen Grasplatze des großen Gartens sich erlustigen durften, in der ungezwungensten Weise überging.

## Zehntes Kapitel.

### Die listigen Diebe.

Unter den Palmen aber vor dem Hinterhause herrschte die tiefste Stille, so wie selbst in der Wohnung des Pflanzers. Denn das Fest hatte jede lebende Seele unter die fröhliche Menschenmasse in den Garten gelockt.

Nur zwei Männer, hohe, schauererregende Gestalten hielten sich unter den Palmen verborgen, als ob sie auf kostbare Beute lauerten. Der Eine — Huaracriou war's, die gelbe Schlange von den Ufern des Orinoco — stand versteckt hinter dichten Gesträuchen, und richtete nur zuweilen sein kupferfarbenes Gesicht empor, um den finsteren Blick nach der Höhe eines Palmengipfels zu wenden. Dort kletterte Kaiman, der furchtbare Bändiger des Alligators, des Ungeheuers in den Wellen des großen Stromes, und heftete das Falkenauge schnurstracks auf ein geöffnetes Fenster des Hauses. Ein stilles, wildes Gelächter, das in den verzerrten Mundwinkeln des rothhäutigen Mannes sich kund gab, versprach der gelben Schlange den glücklichen Erfolg eines Planes, um dessentwillen Kaiman den Palmbaum dicht an der Wohnung erstiegen. Pfeilschnell kletterte der Indianer abwärts zwischen den großen Blättern, die seine mit Absicht zusammengedrückte Gestalt verbargen, und stand nach wenigen Augenblicken neben dem Häuptling der Guaraunos. —

„Hörst du das Jubelgezetter der Blaßgesichter?" fragte dieser mit verhaltenem Ingrimm seinen Genos-

sen: „Die Jagdhunde aus fremdem Lande fressen das Erbe in der Heimath unserer Väter!“ —

Sie horchten stille — da drang auch das Jauchzen der Negersklaven zu ihren Ohren. Und Kaiman raunte dem Häuptling zu: „Selbst die Schwarzen vergessen für heute den Verlust ihrer Freiheit. Hast du das Weib deiner Rache gesehen, Huaracriou?“

„Ich hab' es gesehen!“ war die Antwort des Häuptlings: „Unter dem Versteck der Zuckerrohrstengel wagt' ich, mich vorwärts zu bewegen. Mein Pfeil hätte die Schwarze erreichen, und das Dickicht der Pflanzen die schleunigste Flucht mir gewähren können. Allein ich habe mich verschworen mit dem Aeltesten der Guaraunos, durch List meine Rache zu vollenden und dem Weib einen schrecklicheren Tod zu bereiten. — Kaiman, mein trockenes Herz lechzet nach dem Blute der flüchtigen Antilope. Was hast du vor? Dein scharfes Auge sagt mir, daß du den Palmbaum neben des Pflanzers Haus nicht umsonst erstiegen.“ —

Kaiman wand um seine Lenden einen Strick, der aus den Fasern einer Palmenrinde gedreht worden, und entgegnete: „Die Oeffnung dort oben lockt die Strahlen der Sonne in ein prunkvolles Gemach, worin das Weib des weißen Pflanzers sich gewöhnlich aufhalten mag. Heute aber vergnügt es sich im Kreise redseliger Gesellschaft. Es ist keine Gefahr für uns zu befürchten. Perlenschnüre und kostbare Goldgeschmeide liegen umher auf Tischen und Kästen. Mich gelüstet, den schönsten Schmuck zu holen. Ich eile, Huaracriou!“ —

Und im Augenblicke war er hinweg von der Seite des Häuptlinges. So schnell, wie er vor wenigen

Minuten herabgeklettert von der Palme, wand er sich jetzt empor an dem hohen Stamme. Und als er den Gipfel erreicht, maß er mit festem Blick den Raum zwischen Mauer und Zweigen, und setzte mit leichtem Sprung durch die Luft — im Nu war er in der Oeffnung verschwunden. —

Huaracriou kauerte sich hinan, bis daß er in gerader Richtung unter der Palme stand, von wo aus er das starre Auge voll Erwartung in die Höhe heftete. Er durfte nicht lange seines Genossen harren. Dieser war alsbald wieder zu sehen unter der Wölbung der Oeffnung, und warf ein Kästchen von Ebenholz herab, das Huaracriou mit Freuden mit beiden Händen und vieler Geschicklichkeit auffing, ehe es den Grasboden erreichte. Dann nahm Kaiman in schleunigster Hast den Strick von seinen Lenden, befestigte ihn vermittelst einer Schlinge an das Querholz, das die Wölbung stützte, und ließ sich, fast wie ein Igel zusammengerollt mit außerordentlicher Fertigkeit an der festgedrehten Palmrindenschnur zur Erde nieder. Durch einen Zug von seiner starken Faust löste sich oben die Schlinge.—

„Was ich beschlossen, ist geschehen!" sprach Kaiman zum Häuptling. „Der Schatz ist entwendet; jede Spur, die zur Entdeckung des Räubers führen könnte, sorgsam vertilgt. Nun ist es deine Sache, den Raub an einen Ort zu bringen, wo er den schmachvollsten Tod der flüchtigen Antilope zur gewissesten Folge haben muß." — Huaracriou nickte mit dem Haupte, um anzudeuten, daß er nicht nur allein dieß beschlossen, sondern auch schon die geeignete Stelle ausgewählt habe, den Schatz zu verbergen. —

Die Indianer vertilgten im Hinwegschreiten die Spuren ihrer Tritte, indem sie mit Palmblättern die niedergedrückten Grashalmen in die Höhe hoben. Und als sie endlich den Saum des nahen Waldes erreicht, trennten sie sich. Kaiman eilte heimwärts zu den Männern seines Stammes. Huaracriou aber verbarg sich in einer schauerlichen Waldschlucht, um zur geeigneten Stunde hervorzuschleichen, und das Werk indianischer Schlauheit und Rachgier zu vollenden. —

Die kurze Zeit bis zum völligen Untergange der Sonne schien für seine mordlüsterne Ungeduld eine Ewigkeit zu sein. Endlich malten sich mit anmuthigem Purpurgold die letzten Strahlen des Tages auf den dunkelgrünen Gipfeln der Bäume. Der bunte, americanische Spottvogel, die Nachtigall der Tropenländer, sang mit schmelzenden Tönen sein feierlich Abendlied.

Da kroch Huaracriou hervor aus seinem Versteck, und näherte sich der Plantage. Verklungen war der Jubel des Tages in dem Garten des Niederländers. Die Gäste hatten sich mehrentheils in ihre Heimathen zurückbegeben. Und van der Nelken mit seiner Familie pflegte bereits der gemächlichen Ruhe im Hause. Er schmauchte, nachläßig hingestreckt auf das Polster eines Lehnstuhles, den wohlriechenden Taback aus der langen Pfeife, die seine treue Begleiterin war, bis er gutmüthig und schnarchend von den Armen des Schlafes sich umfangen ließ. —

Auch die schwarzen Sklaven waren aus dem Garten verschwunden. Allein diese hatten weder ihre Hütten, noch die allzufrühe Ruhe in den Hängematten auf-

gesucht. Die Stimmen ihres Abendgebetes tönten rührend und feierlich aus einem geräumigen Hause, das in einiger Entfernung von dem Palaste gelegen war. Pater Anselmo hatte sie nach dem festlichen Vergnügen des Tages, wie er es auch gewöhnlich nach den mühseligen Stunden schwerer Arbeit that, in jenem Hause um sich versammelt, um mit ihnen zu singen und zu beten, und einige gutgemeinte Worte väterlicher Ermahnung an ihre Herzen zu reden, ehe ein fester Schlaf sie stärken sollte zum gesunden Erwachen am nächsten Morgen. —

Huaracriou wurde nicht im Geringsten gerührt durch die heiligen Gebettöne der christlichen Neger. Er schlich vorbei an dem Hause, und wand sich durch die Zuckerrohrstengel hindurch mit den kaum bemerkbaren Schlingungen einer gelben Schlange. Und ohne daß seine Nähe geahnet worden wäre, stand er vor der Hütte der Wittwe Blanca. —

Hier hielt er einen Augenblick stille, um zu horchen. Nicht das geringste Geräusch, als ob in der Hütte ein lebend Wesen zugegen wäre, ließ sich vernehmen. Blanca und Albino verrichteten ihr Abendgebet in der Versammlung ihrer Landsleute, an der Seite des ehrwürdigen Paters. —

Der Häuptling kauerte sich hinein, verbarg das Kästchen von Ebenholz unter der Hängematte der Negerin, bedeckte es mit einem Bündel Sassafras, das an jener Stelle lag, ballte die Faust zum Fluche wider das Weib, das in dieser Hütte wohnte, und eilte flugs wieder heraus, um vor dem Ende der Abendandacht des Sklavenvolkes zwischen den hohen Pflanzen und

Gesträuchen hindurch, das Dickicht des Waldes zu erreichen. — —

Nach einer Weile kam der Pater mit der Negerin und ihrem Knaben dahergegangen. Er segnete Beide, ehe sie eintraten in ihre Hütte, indem er sprach: „Der liebe Heiland möge euch bewahren vor den Fallstricken eurer Feinde. Sein Auge wacht, wenn ihr schlafet, und sein allmächtiger Arm streitet für euch, daß weder der Mutter noch dem Sohne ein Leid wird geschehen können. Ruhet in Frieden!"

## Eilftes Kapitel.

### Die große Verlegenheit.

Tags darauf, am frühesten Morgen, da kaum erst das Gold der Sonne auf den höchsten Spitzen der fernen Gebirge flimmerte, und die Negerin Blanca schon im Begriffe war, sich frisch und flink über die Tagesarbeit in der Zuckerplantage herzumachen — wurde sie durch eine andere Sklavin in das Gemach der Frau des Holländers abgerufen. Blanca, gewohnt, auf's Schnellste zu gehorchen, eilte mit geflügelten Schritten.

Sie traf ihre Gebieterin schon völlig angekleidet, und staunte nicht wenig, als sie diese nach einem Dinge, und zwar, wie aus deren ängstlich bekümmertem Gesichte sattsam erhellte, nach einem werthvollen und kostbaren Dinge umhersuchen sah. Auf's Höchste aber, vermischt mit schrecklicher Furcht eines Mißtrauens wegen, das ihre Frau und Gebieterin in ihre Redlichkeit setzen könnte, stieg das Staunen der Sklavin, als

jene ihr entgegenrief: „Das Kästchen von Ebenholz mit dem werthvollen Perlenschmucke, das ich dir, Blanca, gestern bei'm Ankleiden gezeigt, und das deine höchste Bewunderung erhielt — ist nicht wieder zu finden. Ich vermißte es schon, ehe ich zu Bette ging. Die ganze Nacht hindurch konnt' ich nicht schlafen. Ich möchte dich fragen, Blanca, ob du es vielleicht an irgend einem Orte verborgen, damit es sicher sei vor diebischen Händen. Ich hätte es in dem Schranke wohl wieder aufbewahren sollen. Allein die Eilfertigkeit im Ankleiden und die plötzliche Ankunft der zum Festschmause geladenen Nachbarn verhinderten mich daran; oder, daß ich es aufrichtig eingestehe — ich habe vergessen, es zu thun. Wie werd' ich mich freuen, wenn Blanca mir Aufschluß ertheilen kann. Das Kästchen mit dem kostbaren Schmucke ist das Brautgeschenk meines lieben Mannes. Dieser Umstand erhöht den Werth der Perlen in's Unendliche. Und darum wäre es mir etwas Entsetzliches, den Schmuck vermissen zu müssen." —

Die Negerin hatte stillschweigend auf die Worte ihrer Gebieterin gehorcht. Dann ließ sie sich nieder auf ein Knie, küßte den Saum des Kleides der jungen Frau, legte die Hände auf die Brust, hob das Auge zu ihr empor mit einem Blick stiller Wehemuth und herzlicher Aufrichtigkeit, und fragte mit sanfter Stimme: „Gute Frau hält arme Blanca doch für redlich? Arme Blanca nicht sein kann ruhig, wenn gute Frau nicht sagt, Blanca ist redlich!" —

Und nun entstürzte ihren großen, klaren Augen ein Strom von Thränen. Die edle Frau van der

Nelken war sehr gerührt durch das offene Benehmen der schwarzen Sklavin. Sie hob die Schluchzende von der Erde auf, suchte sie zu trösten, und sprach: „Seit ich dich kenne, weiß ich nur Gutes von dir zu sagen, armes Weib! Ich bin im Innersten meiner Seele überzeugt von deiner Redlichkeit! Und wenn sich auch das Kästchen mit dem Perlenschatze nicht mehr vorfinden sollte, wird dennoch mein Herz ewig von dem Gedanken frei bleiben, als ob Blanca des Verdachtes zu beschuldigen wäre. Ich gebe dir hiemit das Zeugniß, und du kannst ruhig sein. Ich gebe dir das Zeugniß öffentlich, wenn es nothwendig werden sollte: „Blanca ist redlich und frei von allem Verdacht!" —

Die Wehemuth der Negerin verwandelte sich in die unbeschreiblichste Freude. Das arme Weib küßte ihrer Gebieterin zehnmal die Hand. Und nun erst konnte es wieder reden: „Da gute Frau mir gezeigt den Schatz, hab' ich ihn gesehen, — und dann nimmermehr. Mit guten Frau hab' ich verlassen das Gemach — und bin nicht wieder gekommen an die Schwelle. Blanca weiß nicht, was geschehen." —

Nun wurde noch einmal das ganze Gemach durchsucht — allein es war umsonst. Das Kästchen mit den Perlen mußte entwendet worden sein. Doch konnte Niemand begreifen, auf welche Art es geschehen. —

Noch wußte van der Nelken nichts von dem unangenehmen Vorfalle. Zur Mittagsstunde aber, als die junge Frau mit rothgeweinten Augen vor ihm erschien, konnte das Geheimniß nicht mehr verborgen bleiben. Van der Nelken fragte nach der Ursache der Gemüthsverstimmung, die im Antlitze der schweigsamen Frau

sich kund gab, und mußte zu seinem größten Unmuthe die Wahrheit erfahren.

Er ließ alle seine Sklaven und Sklavinen zusammenrufen auf den Vorplatz des Hauses, blickte finster und mißtrauisch umher im Kreise der Versammelten, und rief mit furchtbarer Stimme: „Mit Milde und Barmherzigkeit ließ ich euch stets behandeln, obwohl mir, wie andern Pflanzern, Stock und Peitsche zu Gebote stehen. Ich wollte Menschen aus euch bilden, die in aller Redlichkeit und Rechtschaffenheit die ihnen mäßig auferlegte Arbeit vollziehen, nach den Grundsätzen christlicher Religion leben, und auf diese Weise die Milde und das Vertrauen ihres Dienstherrn verdienen sollten. Allein ich habe mein Wohlwollen vergeudet an ein unnütz Volk. Meine Hoffnung, euch ziehen zu können, wie ein Vater seine Kinder, ist schreckhaft getäuscht worden. Einer aus euch hat gestern in meinem Hause einen abscheulichen Diebstahl begangen. Hab' ich das um euch verdient, armseliges Sklavenvolk? Und doch will ich noch einmal barmherzig und gnädig sein gegen den, der sich so grob verfehlt wider die Pflicht der Treue, die ich täglich durch den ehrwürdigen Pater euch an's Herz legen lasse. Ich will ihn verschonen und nicht ausliefern der wohlverdienten Strafe eines strengen Richterstuhles, wenn er sich hier in Reue und Zerknirschung als Thäter anklagt, und das gestohlene Gut augenblicklich zurückerstattet. Wer hat die Treue verletzt und die abscheuliche That begangen?"

Eine Secunde lang herrschte die tiefste Stille. Kein Einziger aus der Schaar der Sklaven trat her-

vor, sich anzuklagen. Wehmüthig schluchzend sahen Alle sich einander an. Und endlich fielen sie nieder auf ihre Kniee, und erhoben ein lautes Thränengeschrei: „Wir sind unschuldig! Massa soll uns vertilgen, wenn er meint, daß wir Böses gethan! Massa ist gut, und verdient Ehrfurcht und Liebe! Wir ehren und lieben Massa! Darum haben wir nichts Böses gethan! Wir sind unschuldig!"

Allein der Pflanzer, so gut und milde er sonst war, konnte doch dießmal sein Mißtrauen gegen das schwarze Volk nicht bezwingen. Seine Stirne runzelte sich zu tieferen Furchen seines versteckten Zornes. Und noch einmal redete er zu den Sklaven: „Ich werde den Thäter entdecken, und sollte er sich in den Schooß der Erde vergraben. Jetzt ist es aus mit meiner Barmherzigkeit. Dem Reumüthigen hätt' ich verziehen — der Unbußfertige falle der Todesstrafe anheim. Ihr wißt Alle, welch' ein schrecklich Ende dem Diebe in den Plantagen bevorsteht. Der Gouverneur von Surinam ist furchtbar strenge in Erfüllung des Gesetzes. Wird der Thäter entdeckt, muß er sterben durch den giftigen Biß der gelben Schlange. Ich eile nach Paramaribo, den Gouverneur von dem Diebstahl in Kenntniß zu setzen, und ihn zu bitten, er möge seine Gerichtsdiener beauftragen, allen Fleiß und Eifer zur Entdeckung des Diebes anzuwenden. Ich setze einen Preis von hundert holländischen Dukaten auf den Kopf des verschmitzten Frevlers." —

Nach dieser harten Rede trat der Pflanzer in sein Haus zurück. Die schwarzen Männer und Weiber, Knaben, Mädchen und Kinder legten noch einmal ihre

Hände auf die Brust und blickten schweigend zum Himmel. Diese Geberde gab auf's Neue die Betheuerung kund: „Wir sind unschuldig! Der Heiland sieht in unsere Herzen! Er kennt uns Alle! Wir sind unschuldig!“ —

Und schweigend entfernten sie sich. Vor dem Bethause, an dem der Weg sie vorüberführte, stand der ehrwürdige Pater. Er hatte von dem unangenehmen Vorfalle gehört, und war sehr traurig gestimmt, um so mehr, da man Verdacht auf sein liebes Negervölklein geworfen. Er winkte den Sklaven — und versammelte sie um sich im Innern des Hauses vor dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes.

Hier mußten sie niederknieen. Und er sprach zu ihnen: „Noch ist es Zeit, meine Kinder! Wenn Eines aus euch sich wirklich so weit sollte verirrt haben, seinen Herrn, der euch mild und gütig behandelt, zu bestehlen, so bekenn' es die Schuld aufrichtig und zerknirscht mir, eurem geistlichen Freund und Vater, der ich euch Alle mit gleicher Liebe am Herzen trage. Ich will selbst zum Herrn van der Nelken hineilen, und so lange für den schuldigen Sklaven bitten, bis der edelmüthige Pflanzer unter der Forderung ernster Besserung mit milderer Strafe, als das Gesetz verlangt, den Uebertreter zurückweis't in die Schranken der Redlichkeit. Wer es immer sei unter euch, der dieß Unrecht gethan — er scheue sich nicht, an meinem Herzen die Thränen der Buße zu weinen. Ich stehe Bürge für ihn mit meinem Leben, daß ihm das seinige erhalten werde.“ —

Der Pater schwieg und blickte im Kreise umher. Das Sklavenvolk auf den Knieen antwortete nicht,

zum Zeichen, daß in dieser Versammlung der strafwürdige Thäter sich nicht vorfinde. Da lächelte der Pater, und schloß mit den freundlichen Worten: „Ich war im Voraus überzeugt, daß meine lieben Neger nicht fähig seien, eine solche Schandthat zu verüben, die im fürchterlichsten Gegensatze stehet mit den Lehren des Evangeliums, das ich im heiligen Eifer euch verkünde. Ihr seid frei von aller Schuld, meine lieben Kinder! Und der Allmächtige möge es fügen, daß der Thäter entdeckt, und dadurch euere Unschuld an das Tageslicht hervorgehoben werde. Betet mit mir zum lieben Heiland, er möge euch schützen und schirmen, eure Herzen stets rein erhalten, vor Versuchungen bewahren und euch den Frieden eines ruhigen Gewissens immer und allezeit bescheeren! — Der Herr segne euch!" —

Darauf betete der ehrwürdige Mann mit seinem schwarzen Negervölklein ein kurz Gebet — und entließ es, zur Arbeit es ermunternd, in die Plantage. —



I. Leudner gez. u. gest.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

# Zweite Abtheilung.

## Zwölftes Kapitel.

### Die falsche Anklage.

Nachdenkend und in sich gekehrt saß der Gouverneur von Surinam in der Gerichtsstube seines Palastes zu Paramaribo. Der holländische Pflanzer, Herr van der Nelken, hatte ihn so eben verlassen.

Der freundliche Leser weiß bereits, was dieser Mann bei dem Gouverneur hatte zu thun gehabt. Und letzterer schickte sich alsobald an, die Bitte des Pflanzers um thätige Mitwirkung von Seite des Gerichtes in der Aufsuchung des abhanden gekommenen Schatzes schleunigst zu erfüllen.

Er zog die Klingel — und es erschien ein Gerichtsdiener. Diesem ertheilte er die gehörigen Unterweisungen, und befahl ihm, mit zehn Schergen nach Herrn van der Nelkens Wohnung abzugehen, und, im Falle, daß der Pflanzer ihrer bedürfe, seinen Winken in Beziehung heimlicher Forschungen auf's Genaueste nachzukommen. —

Der Gerichtsdiener verneigte sich, und ging. In dem Augenblicke trat ein Anderer ein, und meldete, ein Sklave stehe draußen, und verlange mit dem Gou-

verneur von Surinam zu sprechen; er sei abgesandt von dem Häuptling der Guaraunos.

Der Gouverneur gestattete den Eintritt; und der Sklave erschien. Er blieb ehrerbietig an der Thüre der Gerichtsstube stehen, bis ersterer mit der Hand winkte, er möge näher treten. Der Sklave gehorchte; und wenige Schritte von dem vornehmen Herrn entfernt, beugte er sein Haupt tief zur Erde nieder.

Dann enthüllte er den Zweck seiner Sendung mit den Worten: „Es trat ein rothhäutiger Mann zu mir, als ich arbeitete in der Plantage vor der Stadt, ein hoher, felsenstarker Mann aus einem Stamme der unzugänglichen Wälder. Der sprach zu mir: „Geh' in den Palast des Gouverneurs von Surinam, und verkünde dem Vornehmsten der Blaßgesichter: Der Häuptling der Guaraunos verweilt unter den Palmen vor Paramaribo. In seiner Brust liegt ein Geheimniß vergraben, das er dem Gouverneur des holländischen Küstenlandes zu enthüllen hat. Der Häuptling der Blaßgesichter möge dem Häuptling der Rothhäute die Friedenspfeife senden durch den Ueberbringer dieser Botschaft — dann wird Huaracriou mit dem sichern Pfande hohen Schutzes sich hereinwagen in die Stadt der Feinde.“

Der Gouverneur besann sich nur kurze Weile. Dann nahm er eine langröhrige Tabackspfeife von der Wand, und übergab sie dem Sklaven mit den Worten: „Der Häuptling der Guaraunos soll erscheinen. Er wird ohne die geringste Gefahr durch die Straßen wandeln bis in die Gerichtsstube des Gouverneurs von Surinam!“ —

Der Sklave verneigte sich, und eilte davon. Kaum verging eine halbe Stunde, während der der vornehme Herr sich verschiedene Gedanken machte ob der Veranlassung eines so seltsamen Besuches — da meldete ein Gerichtsdiener die Ankunft des Häuptlings.

Der Gouverneur setzte sich auf einen erhabenen mit Purpurkissen gepolsterten Stuhl — und Huaracriou trat herein festen und kecken Schrittes. Beide sahen geraume Zeit sich einander an, ohne Worte zu wechseln. Hierauf legte der Häuptling seinen Tomahawk nieder und setzte sich neben seine Waffe, den Dampf in langen Zügen aus der Friedenspfeife hervorlockend, und, stumm und ernst nach dem Richterstuhl den Blick gewandt, einer Frage des Gouverneurs entgegenharrend. —

Endlich redete dieser den Indianer mit den Worten an: „Das Zeichen des Friedens, das ich dir übersandte, hat dir sichern Schutz geleistet! Oder hast du dich zu beklagen über eine Unbill, die dir unter Weges von einem meiner Unterthanen zugefügt worden wäre?"

„Selbst die Verachtung," erwiderte der Häuptling, „mit der die Blaßgesichter auf mich herabgesehen, ist eine Beleidigung. In unserem Stamme wird sie mit bitterer Strafe geahnet. Sonst ist mir kein Leid widerfahren. Und ich danke dir!" —

„Was soll ich Geheimnißvolles erfahren aus dem Munde des Häuptlings der Guaraunos?" fragte nach einer Pause ernster Stille der Gouverneur von Surinam.

Und der Häuptling erwiderte: „Ihr Blaßgesichter nennt euch das gerechte Volk, die Söhne der Wahrheit, die Kinder des großen Geistes. Eure Lehre sagt:

Das Gute wird belohnt, das Böse bestraft. So will ich sehen, ob ihr handelt nach eurer Lehre!" —

„Was soll dieß heißen?" fragte der Gouverneur, finsterblickend und fast bereuend, daß er dem Indianer den Eintritt gestattet. —

Huaracriou aber fragte dagegen: „Soll ich dir nennen eine That, die nach euern Gesetzen die furchtbarste Strafe zur Folge hat?" —

Nun wurde die Aufmerksamkeit des Gouverneurs in Anspruch genommen. Der Häuptling schien dieß im Voraus erwartet zu haben, und fuhr zu reden fort: „Eine kurze Strecke Weges von hier entfernt ist das Haus eines weißen Mannes gelegen. Eine schwarze Sklavin, die eure Lehre angenommen und unter eurem Gesetze steht, hat sich hineingeschlichen in dieses Haus — ich lauerte hinter den Wildfeigengebüschen. Und nach einer Weile sah ich sie zwischen den Zuckerrohrstengeln hindurch, mit einem Kästchen unter dem Arme, ihrer elenden Hütte zueilen. Ich folgte der Sklavin von ferne, um zu erspähen, was sie nun beginne mit dem entwendeten Schatze. Und als ich leisen Schrittes die Hütte erreicht, war es eben noch recht, durch das Geflecht der Wandung hindurch zu bemerken, wie sie den Raub verbarg in einem Sassafrasbüschel unter ihrem Hamak.*) Ein Pfeil steckt vor der Thüre der Hütte. — Laß forschen, Häuptling der Blaßgesichter! Und hab' ich nicht wahr geredet, und findest du nicht den Schatz

*) Hängematte. Eine Art schwebenden Bettes, das die Bewohner der heißen Zone gebrauchen, um sich vor der Plage der stechenden Erdinsekten zu schützen.

an der bezeichneten Stelle, so soll das schärfste Messer meiner Feinde den Skalp mir vom Kopfe trennen. Ich habe geredet!"

Der Gouverneur, ein strenger und unerbittlicher Richter, freute sich nicht wenig, durch die Erzählung des Häuptlings dem entwendeten Schatze so schnell auf die Spur gekommen zu sein. Er wollte sich gegen den Indianer dadurch dankbar erweisen, daß er ihm den Empfang des herrlichen Preises von hundert Goldgulden, den van der Nelken auf das Haupt des Diebes gesetzt, vorspiegelte.

Allein Huaracriou erhob sich eilig vom Boden, warf einen stolzen Blick auf den Gouverneur, und sprach mit fester Stimme: „Der Häuptling der Guaraunos verschmäht jedes Geschenk aus den Händen seiner Feinde." — Und indem er schon davoneilte durch die geöffnete Thüre, donnerte er noch gegen den Richterstuhl: „Handle nach deiner Pflicht, weißer Mann, und nach deinen Gesetzen; oder das Feuer des großen Geistes wird sich hervorwälzen aus den Klüften der Gebirge, und dich verzehren sammt deiner prachtvollen Küstenstadt!" —

Und eilig war er aus dem Palaste; und noch eiliger durch die Strassen der Stadt seiner Feinde. Er rannte der Pflanzung des reichen Holländers zu, bis er Blanca's Hütte im Gesicht hatte. Dann fluchte er mit geballter Faust, und verschwand in den Wäldern. —

## Dreizehntes Kapitel.

### Die Verhaftung.

Die Glorie der heraufsteigenden Sonne verkündete den Tag des Herrn. —

Schon in der frühesten Dämmerung hatte Pater Anselmo von Olivenca mit seinem Negervölklein den feierlichen Gottesdienst im Bethause abgehalten; und saß jetzt, die Pracht und Schönheit des heiteren Morgens mit Lobpreisungen Gottes zu verherrlichen, vor der Hütte der Wittwe Blanca. Das gute, schwarze Weib hatte neben dem frommen Pater Platz genommen. Und zu den Füßen der Negerin kauerte sich der Mulatenknabe Albino, auf die kraftvollen Reden des ehrwürdigen Lehrers horchend. Auch vor den nachbarlichen Hütten hatten sich andere Sklaven gelagert, die sich jetzt mit eigenthümlichen Gesangsarten, jetzt mit wechselweisen Gesprächen unterhielten, während einige buntfarbige Papagayen hin und wieder flogen, ihre gelehrigen Zungen in die Töne der Neger zu mischen. —

Da ermahnte der Pater die Sklavin und ihren Knaben, die heilige Morgenstille des Sonntags ebenfalls mit einem Liede zu feiern, mit einem Liede christlichen Inhaltes. Er war ein Freund des frommen Gesanges und hatte seine Lehrlinge vom Anfang an im Absingen solcher Lieder unterrichtet, die entweder einzelne schöne Lichtpunkte aus der heiligen Geschichte darstellten, oder von den wichtigsten Grundsätzen christlicher Sittenlehre handelten. —

Jetzt stimmte er das Lied an: Trost für Sklaven. Und Blanca und Albino sangen mit ihren wohltönenden Stimmen:

„Der Heiland kam vom Himmelsthron,
Hat aller Welt gedient,
Erduldet Schmach und Spott und Hohn,
Und Gottes Zorn versühnt."

„So niedrig war ein Sklave nie
Von seinem Herrn geschmäht,
Wie ihr den Heiland voller Müh'
Im Dienst der Menschen seht!"

„Und gern ertrug er alles Leid
Bis hin zu Kreuzestod,
Damit uns scheine weit und breit
Des Heiles Morgenroth."

„D'rum klagen wir wohl nimmermehr
Ob schwerem Sklavenstand.
Einst kommt die Zeit, da holt der Herr
Auch uns in's Heimathland!"

„Wir wollen, treu im harten Dienst,
Nie eine Arbeit scheu'n,
Bis wir im reichlichen Gewinnst
Des Himmels uns erfreu'n."

„Bis wir an Heilands Thron das Wort
Vernehmen, hold und süß:
„„Nun seid ihr an der Freiheit Port
Geht ein in's Paradies!"" —

Das Lied war kaum zu Ende gesungen, und der Pater hatte mit einigen liebevollen Ermahnungen die Herzen seiner Lehrlinge gestärkt — da kamen zwischen den Limonien- und Tamarinden-Bäumen hindurch be-

waffnete Männer dahergegangen. Was wollten diese am Sonntage in der Plantage des reichen Holländers? Die Sklaven vor ihren Hütten staunten nicht wenig. Und noch höher stieg die Verwunderung, als man an Kleidung und Waffen die Herannahenden als Gerichtsdiener des Gouverneurs von Surinam erkannte. —

In der Seele des Paters stieg augenblicklich eine Ahnung auf, daß das Erscheinen dieser Männer keinen andern Grund für sich haben könne, als die Durchsuchung der Negerhütten, des entwendeten Schatzes wegen. Darum ging er den Gerichtsdienern unerschrocken entgegen, und grüßte sie auf das Freundlichste, indem er die Worte hinzufügte: „Es ist mir um so lieber, daß der Herr Gouverneur solch strenge Maßregeln des Gesetzes ergreift, weil auf diese Weise die Unschuld meiner armen Neger desto klarer und unläugbarer an das Tageslicht hervorgehoben wird. Ich stehe mit meinem Leben dafür, daß das entwendete Gut in diesen Hütten niederer Armuth, jedoch christlichen Friedens und unbescholtener Redlichkeit nicht aufzufinden ist. Ich will augenblicklich alle Sklaven auf jenen freien Platz zusammenrufen, damit die Wohnungen durch die abgeordneten Boten des Gerichts um so ungestörter durchsucht werden können.“ —

Der Pater zog ein Glöcklein aus den Brustfalten seines Kleides, und wollte die Neger um sich versammeln. Allein der Anführer der Schergen winkte mit der Hand, es sei nicht nöthig, schritt an der Spitze seines Zuges an den Hütten vorüber, und blieb endlich an jener stehen, vor deren Eingang er im Palmengeflecht einen Pfeil stecken sah. Jetzt wandte er sich zu

seinen Gesellen um, deutete auf das Zeichen, lachte in seinen Bart, und brummte: „Der Indianer hat den Gouverneur nicht übel berichtet. Hier werden wir gute Jagd machen!"

Blanca hatte sich beim Herannahen der finsterblickenden Männer zurückgezogen, und in die Nähe des ehrwürdigen Paters gemacht, der den Schergen gefolgt war. Albino aber stand fest und unerschrocken, und antwortete Einem der Gerichtsboten auf die Frage: „Wem gehört diese Hütte?" mit klarer Stimme: „Sie ist das Eigenthum meiner lieben Mutter, der armen Wittwe Blanca!" —

Der Anführer der Rotte trat hinein. Die Andern folgten ihm auf dem Fuße nach. — Die Sklaven hatten sich alsbald vor der Thüre versammelt, neugierig, was die Gerichtsboten in der armseligen Hütte der schwarzen Blanca zu suchen hätten. Der Pater aber mit der armen Wittwe und ihrem Sohne war eben in das Innere der Wohnung eingegangen, als Einer der Schergen aus einem Sassafrasbüschel unter Blanca's Hängematte ein Kästchen von Ebenholz hervorzog. —

„Elende!" schrie der wuthentbrannte Rottenführer dem eintretenden Weibe entgegen: „Heuchlerin, willst du es nun noch läugnen, daß du den Diebstahl in des Pflanzers Haus begangen? Fort, mit uns nach Paramaribo, vor den Richterstuhl des Gouverneurs! Dort wirst du deinen Lohn erndten auf eine Art, wie es deiner Verschmitztheit und Heuchelei gebührt, du unverschämte Läugnerin!"

Dann befahl er seinen Gesellen: „Kameraden, bindet ihre Hände über dem Rücken mit festen Stricken

zusammen, damit sie uns nicht so leicht entwischen könne. Man sagt, sie sei eine gewandte Läuferin, und nennt sie die flüchtige Antilope. Wie leicht aber könnte sie durch schlaue Flucht uns den Spaß verderben, ihr Herzblut fließen zu sehen aus den Bißwunden der gelben Schlange! — Darum aufgepaßt und festgebunden, Kameraden, damit wir einen Antheil an dem verheißenen Goldguldenlohn des reichen Pflanzers verdienen." —

Die Schergen thaten, wie es ihnen befohlen worden. Sie fielen über die Negerin her, die nicht wußte, wie ihr geschah, und in dieser schreckbaren Ueberraschung kein Wörtlein zu ihrer Vertheidigung hervorbringen konnte. Albino aber, der starke, feurige Mulatenknabe, war nicht so ruhig, wie seine Mutter. Er wollte, weil er von ihrer Unschuld und Redlichkeit im Innersten seiner kindlichen Seele überzeugt war, durchaus nicht dulden, daß ihr etwas Leides zugefügt, vielweniger, daß sie, an Ketten gefesselt, von der stillen Hütte des häuslichen Friedens hinweg an einen Ort der schauerlichsten Strafe abgeführt werde. Und in einem Eifer, der ihn die traurigen Folgen zu rascher Handlungsweise vergessen machte, langte er eilends nach einer Keule, die vor der Thüre lag, und war im Begriffe, auf die Schergen, die seine Mutter banden, einzudringen, ohne sich zu besinnen, daß seine Kraft an den nervigen Fäusten der bärtigen Männer zerschmettert werde. —

Der Pater aber sah im Voraus, was der Knabe, von Kindesliebe und Jugendfeuer getrieben, beginnen werde, und hatte sich so hinter ihn gestellt, daß er ihn, ehe es zu Thätlichkeit gekommen, glücklicher Weise an sich zurückziehen konnte. „Albino!" flüsterte er ihm zu:

„Fasse dich, und sei vorsichtig! Dein Eifer zu ungelegener Zeit schadet deiner Mutter, und stürzet dich zugleich mit ihr in's Verderben. Ist sie unschuldig, was ich mit steter Zuversicht glaube — so kann ihr kein Leid geschehen. Der schützende Heiland der Menschen wacht über sie — und wird Alles herrlich hinausführen!" —

Auf diese Worte des Paters trat Albino ehrerbietig zurück, und überließ sich den Schmerzensgefühlen der Trennung von der geliebten Mutter, auf der seine thränenvollen Blicke ruhten. Alle Neger, die die Wittwe Blanca ihrer Redlichkeit und ihres frommen Wandels wegen hoch in Ehren hielten, erhoben nun, als ihnen klar wurde, was die Gerichtsschergen hier zu thun gehabt, ein jämmerlich Geheul, das selbst bei Pater Anselmo's Zuspruch kein Ende erreichte.

Nur allein die Fluchrede des Rottenführers that ihre Wirkung. Und es verbreitete sich ein allgemeines Schweigen, als dieser rauhe Mann dem edlen Missionär mit donnernder Stimme zurief: „Ihr habt ein sauberes Volk erzogen, hochwürdiger Herr von Olivenca! Gott bewahre mich vor einer solchen Menschenkenntniß, wie ihr sie besitzet, und deren ihr euch rühmt vor Hoch und Nieder. Ihr streichelt die schwarzen Hunde, daß sie vor euch kriechen und euch das Futter aus den Händen lecken. Sobald sie aber merken, daß ihr das wachsame Auge von ihnen abgewandt, bellen sie und beißen mit jener Wildheit, in der sie in Africa's tiefen, unzugänglichen Wäldern erzeugt und geboren worden. Was hat man nun von eurem Predigen, Herr Pater? was von eurem Beten? von eurem Unterrichtertheilen?

Der Herr Gouverneur von Surinam wird euch schlechten Dank wissen. Denn ihr verwandelt die Wildheit in Heuchelei; und die letzten Dinge sind ärger, als die ersten. Euer Hochehrwürden dürfte am klügsten handeln, wenn es euch gefällig wäre, wieder zurückzukehren in das portugiesische Kloster, woraus ihr entsprungen, um die neue Welt zu sehen. Viel Glück zur Heimkehr, Herr Pater Anselmo von Olivenca!" —

Diese Spottrede des Führers wurde von einem abscheulichen Gelächter seiner Kameraden begleitet. Der Pater aber warf einen durchdringenden Blick strafenden Ernstes auf den Spötter, und entgegnete mit den wenigen Worten: „Die Zukunft wird euch zum Lügner stempeln! — Uebrigens thut, was eures Amtes ist. So ihr aber die Schranken eures Auftrages noch einmal überschreitet, wie ihr es jetzt gethan — werd' ich euch vor der Gerechtigkeit des Gouverneurs zur Verantwortung fordern. Seht hin auf das arme Weib, wie geduldig es dasteht in seinen Fesseln, obwohl es nach meiner festen Ueberzeugung solche Schmach nicht verdient. Nehmet euch ein Beispiel an der Negerin, deren Standhaftigkeit und Seelenruhe zu bewundern ist. Nur ein gutes Gewissen gibt solche Kraft im Leiden. Und Leiden können und werden auch dereinst über euch kommen. Darum beschwert euer Gewissen nicht, und behandelt das arme Weib mit Schonung und Mitleid. Es wird euch nicht gereuen, dieß gethan zu haben, wenn ihr einst ihre Unschuld im klarsten Lichte scheinen seht." —

Hierauf wandte sich der Pater zu der gefangenen Negerin, über deren Lippen noch immer nicht

ein einzig Wort gekommen war: „Bist du unschuldig, Blanca, so verzage nicht! Es lebt der allmächtige Gott, und läßt dich nicht zu Schanden werden. Er wird das unbegreifliche Geheimniß, wie das vermißte Kästchen unter den Büschel Sassafras in deiner Hütte gekommen, zur Ehre deiner Unschuld vor aller Welt enthüllen. Und wir werden dich aus dem Elend des Kerkers triumphirend heimholen in die stille Hütte des Friedens, wo dein armer Knabe um dich seufzt und weint. Bist du aber schuldig, Blanca — —"

Hier stockte des Paters Rede. Er sah auf die Negerin ernst und mitleidsvoll. Sie hatte ihm den wehemüthigsten Blick innigen Schmerzgefühles zugesandt, rang die Hände mit krampfhaften Geberden, und entgegnete: „Schwer sind die Ketten. Schaurig ist der Kerker. Bitter schmeckt der Spott dieser rauhen Männer. Jammervoll naht der Abschied von meinem Kinde. Doch ich will all diese Schrecknisse ertragen mit Geduld und Standhaftigkeit, weil ich weiß, daß ich nichts gethan, was böse ist in den Augen des lieben Heilandes. Massa hat mir gesagt, daß der gütige Erlöser gar oft sendet eine Prüfung denen, die er lieb hat. Es ist gekommen die Zeit der Prüfung; und ich werde nicht murren und nicht verzagen. Die Leiden der Erde sind kurz gegen die Freuden in der Heimath der Seligen. Massa hat es mir gesagt. Massa lügt nicht. Aber wenn Massa zweifeln wollte an der Unschuld der armen Negerin — das könnte das Weib des Kummers nicht ertragen, das würde die unglückliche Blanca zu Grabe bringen." —

Bei diesen Worten fing die Sklavin bitterlich zu

weinen an. Allein der Pater tröstete sie, nahm sie bei der Hand, und sprach: „Hab' ich gezweifelt, Blanca? Hab' ich dich nicht vertheidigt vor der ganzen Versammlung? Vor deinen schwarzen Landsleuten, vor den weißen Gerichtsdienern? Als der Wächter deiner Seele war ich genöthigt, vor allem Volke dich aufzufordern zum Bekenntnisse. In deinen Thränen malt sich die Reinheit deines Gewissens. Selbst dein Feind, wenn du unter diesen Versammelten je einen haben solltest, muß in deinem Angesichte die Unschuld deiner Seele lesen. So gehe denn hin, meine Tochter, wohin die schwere Prüfung von Oben dich führen wird. Du wirst in den Kerkern von Paramaribo schmachten; du wirst vor dem Richterstuhl des Gouverneurs von Surinam stehen; du wirst vielleicht den furchtbarsten Folterqualen preisgegeben werden. Allein, fürchte dich nicht, unglückliche Blanca, und verbleibe immerhin bei der Wahrheit. Mein Gebet zum göttlichen Heilande wird dich begleiten und umschweben — und der Erlöser wird es erhören, und dich glücklich machen, wenn nicht hier, doch jenseits, in einem Lande, mit dessen ewigen Freuden ich dich und alle Sklaven der Pflanzung auf die lieblichste Weise bekannt gemacht. Gehe, meine arme Tochter, und verharre in der Tröstung der göttlichen Religion bis an's Ende! Blick' auf zum Himmel, auch in den fürchterlichsten Leiden; und halte den Gedanken fest, deine Unschuld wird dereinst glänzen im bräutlichen Kleide vor dem Throne des Allerhöchsten. Gehe, meine arme Blanca, und verzage nicht! Meine Segnungen gehen mit dir; meine Trostworte werden bei dir sein bis zum letzten

Odemzuge. Wenn der Schein gegen dich zeugt, wenn das Gesetz nach dem, was vorgefallen, deinen Tod verlangt; wenn der strenge Richter das fürchterliche Urtheil spricht, wenn der Henker mit grausamer Kaltblütigkeit die gelbe Schlange an deine Brust hält; wenn du erbleichst und zitterst, will ich bei dir sein, und das letzte Gebet für dich sprechen: „„Lieber Heiland, in deine Hände empfehle ich den Geist meiner armen Blanca!““

Jetzt schwieg der Pater. Aber wenn er auch gewollt hätte, konnte er nicht weiter reden. Denn das Schluchzen der Umstehenden erfüllte die Luft, daß man kaum mehr seine letzten Worte verstanden hatte. —

Blanca zeigte eine wunderbare Fassung. Sie küßte die Hand ihres väterlichen Freundes, und stellte sich vor die Gerichtsdiener zum Zeichen, daß sie zu gehen bereit sei. —

In dem Augenblicke warf sich Albino zu den Füßen der rauhen Männer. Diesen schmerzlichen Auftritt mußte Blanca befürchtet haben, und wäre darum gerne so schnell als möglich den Schergen auf dem Wege nach Paramaribo vorangegangen. Der Abschied von dem theuren Knaben, der Gedanke, ihn auf dieser Erde zum letzten Mal zu sehen, die Angst, wie seine Zukunft sich gestalten werde — wer hätte diese Centnerlast auf sich nehmen können, ohne von ihr erdrückt zu werden? — Krampfhafte Geberden zeugten von dem Seelenleiden der Negerin. Die schwarzen Sklaven rangen die Hände. Selbst die Gerichtsdiener gaben durch ihr ruhiges Verhalten kund, daß in der Tiefe ihrer erstarrten Herzen noch ein Fünklein von Mit-

leid glimme. Der Pater blickte zum Himmel. Blanca zitterte. —

Albino, auf den Knieen, die Augen voll Thränen, die Hände auf der Brust, das Gesicht verstaltet durch die Zeichen unsäglicher Schmerzen, Albino, der sonst so kräftige Mulatenknabe, jetzt geschwächt durch das Gefühl der Ueberlegenheit hartherziger Männer, und vom tiefsten Kummer der Seele darniedergedrückt zum eingeschüchterten Kinde, Albino flehte zu den Gerichtsdienern: „Was hat euch gethan meine Mutter? Was könnte euch zum Zorne gegen sie reizen? Seid ihr ihre Feinde? Meine Mutter betet Morgens und Abends für ihre Feinde. Oder glaubt ihr denn, was ihr gefunden unter dem Büschel Sassafras, habe sie geraubt in dem Hause des vornehmen Pflanzers? Als ich ihr erstes Wort begreifen konnte, und als mein erstes Wort ihr verständlich geworden, hat sie mir ertheilt die schöne Lehre: „Rühre nicht an, was nicht dein ist, Söhnlein!“ — Die mir gegeben solche Lehre, hat sie auch selbst befolgt. Die arme Wittwe ist rein, wie die Sonne. Darum habet Erbarmen, ihr lieben Männer! Reißt die Mutter nicht von der Seite ihres armen Knaben! Vielleicht ist Einer unter euch, der ein treues Weib, der einen blühenden Sohn hat. Er denke sich das Schreckliche: Die Mutter getrennt vom Sohne, das Weib im Kerker schmachtend eines ungegründeten Verdachtes wegen; der Knabe sich selbst überlassen im peinlichsten Schmerzgefühl, ohne Trost und Hoffnung, noch einmal das Glück stiller, häuslicher Freude lächeln zu sehen. Habt Erbarmen, und gebt die

Mutter frei. Saget dem Gouverneur: Wir werden dem Richterstuhle nicht entfliehen. Wir fürchten uns nicht vor der Strenge des Gesetzes. Ist die arme Wittwe schuldig, so soll sie sterben sammt ihrem Sohne. Weil sie aber unschuldig ist, können und werden wir ruhig dem Urtheilspruche des Richters entgegenharren. — Wie? Ihr blickt so finster auf das Opfer niedrigen Verdachtes? Rührt sich kein Fünklein Mitleids in euren felsenharten Herzen? Und ich? Was kann ich thun? Ich kann die Mutter nicht retten. Ein Mittel gibt es nur — es ist die Lüge. Wenn ich sage, ich habe den Schatz entwendet und verborgen unter der Hängematte des schwarzen Weibes — so ist die Mutter frei, und ich werde gefesselt abgeführt nach Paramaribo. Allein Lügen ist eine grobe Sünde. Massa hat es gesagt. Massa lügt nicht. So ist mein Flehen umsonst. Der Kummer des armen Mulatenknaben dringt nicht in die Herzen der weißen Männer. Ich werde in diesem Augenblicke gemacht zum elendesten Kinde, das auf der Erde lebt." —

So jammerte der Knabe, und konnte es nicht verhindern, daß seine Thränen in lautem Schluchzen sich kundbar machten.

Blanca aber nahm ihn in ihre Arme, segnete ihn, und sprach: „Armes Kind, wir sehen uns jetzt vielleicht zum letzten Male auf dieser Erde. Ich kann nichts mehr für dich thun. Massa wird für dich sorgen. Massa wird dir geben Brod für den Leib. Massa wir dir geben Brod für die Seele. Massa hat dich geführet zu dem lieben Heilande. Massa wird nicht zu-

geben, daß du dich wieder verirrest von dem lieben Heilande. Dann ist es genug. Dann geht Blanca mit süßem Troste in ihr Elend, und denkt lächelnd an Albino in dem letzten Augenblicke ihres Lebens. — Jetzt aber nimm meinen letzten Kuß, lieb Knäblein; und zum letzten Male fühle meine Hand über deiner Stirne. Ich empfehle dich der Gnade des liebevollen Erlösers. Hat er mir Gnade gegeben, daß ich getrost scheide von dir, von der einzigen Freude meines Lebens; hat er mir Gnade gegeben, daß ich mit einem einzigen Gedanken zu ihm rief ein trostvoll Gebet für dich, wird er dir auch Gnade geben, daß du wandelst seine Wege, daß du groß wachsest zu seiner Ehre, daß du gedeihest in der Wohlfahrt deiner Seele. Dann werden wir uns wiedersehen im Lande, das Massa so herrlich schön und wunderbar beschrieben. Massa hat es gesagt. Massa lügt nicht. Amen." —

Unterdem hatten die Gerichtsdiener zum Abzuge sich bereit gemacht. Sie duldeten kaum noch, daß Blanca ihren lautweinenden Knaben zum letzten Male umarmte, daß sie ihn mit einem ausdrucksvollen Blicke den Armen des tiefgerührten Paters übergab — und führten die Unglückliche fort in ihrer Mitte. —

Jetzt erscholl das Weheklagen der Sklaven auf die jammervollste Weise, und erreichte selbst dann sein Ende nicht, als die Gerichtsdiener mit der Gefangenen schon verschwunden waren in den Gebüschen und unter den Bäumen der Plantage.

Der Pater ließ den Schmerzensausdrücken der Neger freien Lauf; und endlich, nachdem er zu ihnen hatte sprechen können, führte er sie Alle in das Haus

der Andacht, um vor dem Bilde des Gekreuzigten für die arme Schwester zu beten.

Und am Ende des Gebetes rief er mit lauter Stimme: „Der gütige Heiland wird uns erhören. Amen.“ —

## Vierzehntes Kapitel.

### Das Verhör.

In Paramaribo hatte sich alsbald die Kunde verbreitet, was in dem Hause des niederländischen Pflanzers vorgefallen. Und ebenso eilig war das Gerücht durch Gassen und Strassen gelaufen: Die Sklavin, die den Diebstahl begangen, ist entdeckt und gefangen genommen; und wird binnen einer Stunde in die Stadt eingeführt, um dem Gouverneur Rede stehen zu müssen, und den Lohn der schlechten That zu empfangen. —

Eine unzählige Menge Menschen strömte dem Thore zu, durch das die Negerin in der Mitte der Gerichtsdiener eingehen sollte. — Dieß Drängen und Toben, dieß Zusammenrennen unedler Neugierde bei Hoch und Nieder währte bis zu dem Augenblicke, da ein vorausgesandter Gerichtsbote die Ankunft des gefangenen, schwarzen Weibes berichtete. —

Jetzt stieg das Getümmel auf's Höchste; und ein Gejauchze war's, daß kein Mensch sein eigen Wort verstand, viel weniger mit seinem Nebenmann über die Geschichte des Tages ein Wechselgespräch zu führen im Stande war. Nur die Ausgelassensten im Pöbel, Leute ohne alles Gefühl, ohne alle Menschlich-

keit, übertönten die Masse mit Flüchen und Verwünschungen, mit den abscheulichsten Ausdrücken gräßlicher Schadenfreude. Man hörte die wilden Reden: „Nieder mit der Scheinheiligen! Zur Richtstätte mit der Heuchlerin! Schlagt Alle todt, die schwarzen Hunde! Sie faullenzen, und fressen das Brod ihrer Herren. Sie beten auf ihren Angesichtern, und bestehlen die Frauen der weißen Männer. Sünde ist's, den elenden Creaturen einen Augenblick ihres verworfenen Daseins zu schenken. Oder wenn der Herr Gouverneur einen Fleck unzeitiger Barmherzigkeit irgendwo in seiner Seele verborgen hält, daß er es nicht über sich vermag, die schwarzen Diebe insgesammt zu erwürgen, so möge er wenigstens gestatten, daß Stock und Peitsche das tägliche Brod der Taugenichtse werden sollen. Seht, seht! Da kommt sie schon, die arme Sünderin! Fluch über dich, du schwarzes Weib mit der schwarzen Seele!" —

So verwildert ist das Herz des Menschen, wenn es gefesselt ist von schändlicher Leidenschaft. Es war ein Hauptfehler der eingewanderten Europäer, daß sie die schwarzen Sklaven, die armseligen Opfer ihrer unersättlichen Gewinnsucht, mit der niedrigsten Verachtung behandelten, und sie kaum mehr für Menschen hielten. Nur Wenige machten eine schöne Ausnahme. Und Wenige befanden sich unter den Schaaren der Zuschauer in den Strassen von Paramaribo, und betrachteten die arme Negerin Blanca mit Wehmuth und Mitleid. Die unglückliche Wittwe erhob zuweilen ihr Auge von der Erde, und dankte mit einem ausdrucksvollen Blicke den Thränen der Mensch-

lichkeit, die hier und dort von weiblichen Wangen floßen. —

Als sie aber wieder einmal emporschaute, begegnete ihr Auge den wohlbekannten Zügen eines Indianers. Huaracriou hatte sich in die Menge der Zuschauer eingemischt. Getrieben von seinem wilden Rachegefühl, das in den Urwäldern am Orinoco für die schönste Tugend gilt, und gesichert durch die Friedenspfeife, die er vor Kurzem von dem Gouverneur von Surinam empfangen, wollte er sich das Vergnügen machen, dem Vollzug des Todesurtheiles, das in Folge seiner verschmitzten Umtriebe über die unglückliche Negerin verhängt werden müsse, in gräßlicher Schadenfreude von Ferne beizuwohnen. Blanca war einer Ohnmacht nahe in dem Augenblicke, da sie die dunkelrothen, von versteckter Wuth verzerrten Gesichtszüge des Häuptlings erkannte, der mit geschwungenem Tomahawk ihr zu verstehen gab, wie sehr es ihn schmerze, daß die gelbe Schlange, die unter dem Uferröhricht des Orinoco krieche, der zweifüßigen gelben Schlange aus dem Stamme der Guaraunos vorgezogen werde, den schrecklichen Giftzahn zu vergraben in das Herz der Negerin. Ein Gerichtsdiener, der das Zittern ihrer Glieder rechtzeitig bemerkte, nahm mehr aus Besorgniß, sie möchte das Ziel des Schauerweges lebend nicht erreichen, als aus Menschlichkeit und Mitleid die Sinkende in seine breiten Arme, und schleppte sie unter dem Getöse des nachströmenden Volkes auf den Vorplatz am Palaste des Gouverneurs. —

Dort bildeten die Zuschauer einen weiten Kreis. Aus jeder Oeffnung in den Mauern und über den

Zinnen der benachbarten Wohnungen gafften Neugierige auf das unglückliche Weib hernieder, das auf's Neue gefaßt und im Aufblicke zum Heilande getröstet, das Auge zur Erde niedergesenkt, auf seinen Knieen die Ankunft des Gouverneurs in schweigsamer Demuth erwartete. —

Endlich trat der Gouverneur auf den Vorplatz und bestieg den unter drei Tamarindenbäumen festgestellten Richterstuhl, mit der Hand winkend, daß mit einem Male die tiefste Stille unter den Zuschauern herrschte.

Er faßte die knieende Negerin fest in's Auge. Dann befahl er, daß sie näher herantrete zum Richterstuhle. Blanca erhob sich. Ein stilles Gebet während wenigen Minuten hatte ihr Angesicht also verklärt, daß aus allen Zügen desselben die Würde der Unschuld hervorleuchtete.

Nun begann der Gouverneur mit dem Verhöre, und richtete mit lauter Stimme die Frage an die Gefangene: „Wie heißest du?" —

Und die Negerin erwiederte: „Als ich noch in dem Kraal meines Stammes wohnte, als die Freiheit mir lächelte unter den Gespielen meiner Jugend, weit von hier jenseits der großen Gewässer, nannte man mich die flüchtige Antilope. Denn ich besaß vor allen Andern die Gewandtheit, wie ein Pfeil durch die Ebenen zu fliehen, und schneller, als ein Waidmann, unsere Berge zu besteigen. Seitdem ich aber im Dienste des reichen Pflanzers stehe, führe ich den Namen Blanca. Doch ist mir lieb, daß ich so heiße. Meine Seele ist weiß geworden im Glauben an den lieben

Heiland. Das bedeutet mein Name. Massa hat es mir gesagt. Massa lügt nicht." —

Diese einfache, schlichte Antwort im Kleide der Unschuld brachte eine nicht unvortheilhafte Bewegung in den Herzen vieler Zuschauer hervor. Und man horchte mit der größten Aufmerksamkeit auf die folgenden Reden.

Der Gouverneur fragte weiter: „Ist dir bekannt, warum du verhaftet und hieher geführt worden?"

Und die Antwort der Negerin lautete: „Andere Leute wissen es besser, als ich. Ich habe gehört, man sage, daß ich eine abscheuliche Frevelthat begangen." —

„Und kannst du die Frevelthat bei'm Namen nennen, schwarzes Weib?" fragte der Gouverneur.

„Der guten Frau des Pflanzers," erwiederte Blanca, „ist ein Schatz abhanden gekommen. Die gute Frau hat mir selbst geklagt ihre Noth. Blanca hat sehr bedauert die Noth der guten Frau." —

„Das entwendete Kästchen," sprach hierauf der Gouverneur in furchtbarem Ernste, „es ist unter deinem Hamack gefunden worden. Ist es nicht so?"

Und Blanca entgegnete: „Soll ich läugnen, was ich selbst gesehen? Es ist so!" —

Der Gouverneur: „Du allein warst zugegen in dem Gemach der Frau des Pflanzers. Sie hat dir den Schmuck gezeigt. Von dem Augenblicke an, da du das Zimmer verließest, ist das Kästchen verschwunden. Gib Antwort — und bekenne deine Schandthat."

Die Negerin: „Ich war zugegen, und habe gesehen den Schmuck. Wie aber das Kästchen ver-

schwunden, das weiß ich so wenig, als ich weiß, wie es unter mein Hamack gekommen!"

Der Gouverneur: „Du hast es entwendet, elendes Weib, und willst es läugnen."

Die Negerin: „Ich hab' es nicht entwendet, und bin unschuldig." —

Der Gouverneur: „Und hättest du es von irgend einem gekauft, der es gestohlen — du wärest dem Tode verfallen." —

Die Negerin: „Ich hab' es so wenig gekauft, als entwendet. Doch, sage mir, werden bei euch solche, die entwendetes Gut kaufen, mit dem Tode bestraft?"

Der Gouverneur: „Wir haben ein Gesetz, das die Todesstrafe auf den Ankauf entwendeter Güter setzt."

Die Negerin: „Wenn das wahr, warum bestrafet ihr euch selbst nicht mit dem Tode? Wir Sklaven sind ein entwendet Gut. Man hat uns geraubt in unserm Vaterlande und geführt über die großen Gewässer, ohne ein Recht zu haben zu solch schreckbarem Verfahren. Ihr aber habt uns gekauft, und verdienet darum den Tod nach euren eigenen Gesetzen." —

Auf diese Worte der armen Wittwe verbreitete sich eine allgemeine Verlegenheit durch die Reihen der Zuschauer. Man konnte dieß an den verschiedenartigen Gesichtsausdrücken sattsam wahrnehmen. Am meisten brachte die leider nur allzu richtige Rede der Gefangenen den Gouverneur außer aller Fassung. Anfangs war er nicht im Stande, gegen diese freie Aeußerung ein Wort zu sprechen. Als nun aber in seinem Innern ein wilder Groll emporstieg bei dem Gedanken, von einer schwarzen Sklavin an Scharfsinn

übertroffen worden zu sein, befahl er den nebenstehenden Schergen, das Weib zu züchtigen. —

In stiller Demuth und unter stummen Thränen ertrug Blanca zwölf derbe Peitschenhiebe über den Rücken, ohne auch nur einen Seufzer von sich zu geben. Nach der ungerechten Züchtigung aber erhob sie Hände und Augen zum Himmel, und rief mit lauter Stimme: „Lieber Heiland, du weißt es! Ich bin unschuldig!“ —

In dem Augenblicke trat Pater Anselmo hervor, und verwies dem Gouverneur das ungerechte Verfahren. Der treue Freund und geistliche Vater der armen Blanca hatte nicht zu Hause bleiben können; und war, um zu sehen, wie es der Unglücklichen erginge, dem Zuge in einiger Entfernung nach Paramaribo nachgefolgt, nachdem er den Knaben Albino ermahnt hatte, unterdessen für die gefangene Mutter recht inbrünstig zum lieben Heilande zu flehen.

Nun sprach er mit fester Stimme zum Gouverneur: „Herr! Ihr könnt die Negerin richten nach den Gesetzen, wenn es sich herausstellt, daß sie den bewußten Schatz der Pflanzerin entwendet. Darum seid ihr gesetzt über das Land, und ihr sollt Recht schaffen einem Jeden nach Wissen und Gewissen. — Allein einem schwachen Weibe die Worte der Wahrheit, die es gesprochen, mit peinlichen Peitschenhieben zu vergelten — das ist nicht recht, und dazu habt ihr im Sinne der Gesetze keine Befugniß. Ich weiß, daß ich durch diese freie Rede eure Gunst auf immer verloren. Allein ich fürchte mich vor keinem Menschen, und strebe von ganzem Herzen, meine Reden und Handlungen nach

dem Willen Gottes einzurichten. Endlich aber warne ich euch, Herr Gouverneur von Surinam, ihr wollet in dieser Sache nicht ohne reifliche Ueberlegung zu einem Urtheile schreiten. Wie der sonderbare Vorfall bis jetzt sich herausstellt, sollte man freilich meinen, kein anderer Mensch, als das schwarze Weib, habe das Verbrechen des Diebstahls begangen. Allein wenn ich das stille, fromme und unschuldige Betragen der armen Wittwe mir vor Augen stelle, wenn ich betrachte, daß sie in Vollziehung jeder Tugend allen ihren Landsleuten vorangeleuchtet, dann ist es mir unmöglich, von der Ueberzeugung abzukommen, sie sei unschuldig. Darum Herr Gouverneur, nehme ich mir die Freiheit, euch noch einmal an's Herz zu legen: Urtheilet langsam und besonnen!"

Der Pater schwieg, Thränen standen in seinen Augen. Er blickte wehemüthig auf die Negerin, die mit der Geberdensprache feurigen Dankes ihm entgegnete — und trat wieder zurück unter die Menschenmasse.

Der Gouverneur aber sah dem Pater mit finsterm Grolle nach, und murrte: „Ich werde selbst wissen, was ich zu thun habe." — Dennoch war er durch Anselmo's warnende Worte eingeschüchtert, daß er nicht sogleich, wie er es sonst bei Verhören mit armen verachteten Sklaven zu thun pflegte, ein verdammendes Urtheil fällte, sondern ein zweites Verhör auf einen bestimmten Tag ansagte.

„Wenn aber," rief er mit furchtbarer Stimme der Negerin zu, „bis zum Abflusse der festgesetzten Zeit die verworrene Sache sich nicht anders aufgeklärt hat, daß demnach der Verdacht so fest und gegründet, als in

dieser Stunde, auf dir haftet, schwarzes, spitzfindiges Weib, — dann ist es aus mit deiner Unschuld. Und kein heuchlerisches Läugnen wird dich vom Tode retten. Du sollst all deinen spitzbübischen Landsleuten ein schauerlich Schreckbild werden, woran sie erkennen mögen, welch eine Strafe ihren Schandthaten folge. Ich bin im Voraus überzeugt, der Verdacht sei kein falscher und werde verbleiben auf deiner heimtückischen Seele. Allein ich habe diese Frist bis zum schreckbaren und wohlverdienten Urtheilsspruche gegeben, damit man nicht sagen könne, man verfahre ungerecht wider das Sklavenvolk, und vorzüglich, damit der wahnwitzige Mönch von Olivenca, dem es gefallen, die Partei der Schwarzen zu nehmen, in seiner Ueberzeugung als getäuscht vor allem Volke erscheinen und seiner ungeziemenden Reden wegen zu Schanden gemacht werde. Von mir aber, schwarzes Weib, hoffe keine Gnade. Nannte man mich früher den Strengen, so will ich jetzt, gereizt durch deine und des Paters beleidigende Worte, der Unbarmherzige heißen. Ich freue mich deines Unterganges. Ich hasse dich und deine Landsleute. Ich will euch verfolgen mit allen Gespensterplagen der furchtbarsten Gesetze. Fort mit dir in den Kerker! Die Zeit wird vergehen — der Verdacht aber wird bleiben! Er ist fest genug, um das Todesurtheil über die schwarze Heuchlerin zu fordern. Bereite dich zum Tode! —

Der Gouverneur hatte diese schauderhaften, mitleidslosen und herrischen Worte gesprochen, winkte den Schergen, die Negerin in den Kerker abzuführen, und begab sich zurück in das Innere seines Palastes. Die Menschenmenge aber eilte auseinander, und verlor sich

in den Straffen und Gassen der Stadt, hier fluchend, dort Mitleid äußernd, hier schadenfroh, dort zweifelnd. Die Meisten aber kamen darin überein, der Gouverneur habe in leidenschaftlicher Hitze zu streng und unrichterlich gesprochen. Manches bessere Menschenherz hegte den stillen Wunsch, der Ausgang der verhängnißvollen Sache möge für die stille, duldende und demüthige Negerin ein glücklicher sein. —

Pater Anselmo befand sich bereits auf dem Wege nach der heimathlichen Hütte. Was seine Seele litt, ist nicht zu beschreiben. Er verlor die Ueberzeugung nicht von der Unschuld der armen Wittwe, und doch konnte er es nicht verhindern, daß hie und da finstere Zweifel, wie mitternächtliche Wolken, an dem reinen Himmel seiner Ueberzeugung auftauchten. Dann schmerzte es ihn sehr tief, daß er zur Rettung der unglücklichen Blanca, oder, woran ihm unendlich mehr lag, zur Beweisführung, das schwarze Weib sei rein und unschuldig, gar nichts ersinnen und nichts beitragen konnte. — Das Gebet allein gab ihm wieder Trost, und belebte seine Hoffnung, der Allwissende, vor dem nichts verborgen bleibt, werde auch diesmal das Räthsel enthüllen, das Unrecht zur furchtbaren Strafe ziehen, und die bedrängte Unschuld verherrlichen. —

Und in dieser stärkenden Hoffnung erreichte er die Heimath. —

## Fünfzehntes Kapitel.

### Die Trauerkunde.

Die kurze Frist, welche der Gouverneur vom ersten Verhöre bis zur Verurtheilung der Negerin festgesetzt, war bald vorübergestrichen, ohne daß sich die dunkle Sache zum Vortheile der Gefangenen aufgeklärt hatte. Der Verdacht blieb derselbe; und dem strengen, den Sklaven feindlichgesinnten Richter, war der Verdacht, je näher der Abfluß der Zeit heranrückte, desto mehr zur Gewißheit geworden. —

Pater Anselmo von Olivenca saß wehmüthig gestimmt und die Hände zum Himmel gefaltet, vor seiner Hütte. Seit seiner Rückkehr von Paramaribo war keine Stunde vorübergegangen, in der er nicht für die arme Negerin zum allwissenden und allbarmherzigen Gott gebetet hatte. Er meinte, es könne unmöglich sein, daß der ewige Richter der Welt die Unschuld verkannt und unterliegen lasse. In dieser Meinung kam ihm oft der Gedanke, es müsse denn, wenn bis zum letzten Lebensaugenblicke der Gefangenen kein klarer Beweis sich hervorthue, daß auf irgend eine andere Art der entwendete Schatz in Blanca's Hütte gekommen, doch sie die Schuldige sein, die den Tod verdiene. Allein dieser Gedanke steigerte seinen Schmerz auf den höchsten Grad. Die traurige Erfahrung machen zu müssen, von dem Weibe, deren Seele er gehegt und gepflegt, deren Herz und Sinn er mit so unermüdetem Eifer täglich und stündlich dem Heilande näher zu bringen gehofft, von diesem Weibe so abscheulich getäuscht worden

zu sein, war für ihn entsetzlicher, als wenn man ihm selbst sein Todesurtheil verkündet hätte.

Und doch — wenn er herniedersah auf den Knaben Albino, der zu seinen Füßen weinte, wenn er dessen unschuldige Züge betrachtete, die nur ein Abglanz waren von der Unschuld der Mutter, wenn er ihn Gebete und Lieder beten und singen hörte, die ihn die Mutter beten und singen gelehrt, Lieder und Gebete voll christlichen Sinnes, voll Heiligkeit und Reinheit, voll Liebe zu Gott, voll Ergebung in den Willen der himmlischen Vorsehung — dann sah er wieder so klar und herrlich vor sich leuchten die Unschuld der Negerin. —

„Albino," sagte er zum Knaben, „die Zeit, die der Gouverneur bestimmt hat zur Beseitigung des Verdachtes, als ob deine Mutter den Diebstahl begangen — die kurze Zeit ist um. Ich habe leider nicht erfahren, sie sei zum Glück der armen Gefangenen vorüber gestrichen. Albino, ich frage dich im Angesichte Gottes, des Allmächtigen, dessen klarer, heiterer Himmel Zeuge unserer inneren Leiden, Zeuge unseres Gespräches ist, ich frage dich, Knabe, den ich von der Wiege an mit väterlicher Sorgfalt, der Seele, wie dem Leibe nach, herangebildet — ich frage dich mit dem Rechte eines Vaters, und fordere von dir die reinste Wahrheit: Hast du gar keine Vermuthung, wie der vermißte Schatz des Pflanzers in die Hütte deiner Mutter gekommen?" —

Der Knabe sah wehemüthig mit dem Ausdrucke verletzten Ehrgefühles, aber auch kindlicher Aufrichtigkeit, in des Paters Auge, und entgegnete: „Der Himmel ist klar und rein; kein Wölklein trübt das herrliche

Gewölbe, so weit wir sehen. Massa, so rein ist meine Seele. Und ich sterbe darauf, Massa, so rein ist die Seele der Mutter. Wir wissen nicht, wie der Schatz in unsere Hütte gekommen." —

Der Pater war beruhiget, und sprach hierüber kein Wort mehr mit dem Knaben. Er drückte ihn väterlich an sein Herz, und ermahnte ihn nach einer Weile: „Laß uns, Albino, ein tröstlich Lied singen, damit uns die traurigen Stunden nicht zu Boden drücken. — Und sie sangen:

„Herr im Himmel und auf Erden,
Laß uns nicht zu Schanden werden;
Laß die Unschuld nicht erliegen,
Und die schwarze Schuld nicht siegen!"

„Schickst du unter Gram und Weinen
Prüfung, schwer und hart, den Deinen —
Kröne endlich unser Hoffen,
Da du machst die Wahrheit offen!"

„Durch die Trübsal laß die Frommen
Zu dem schönen Ziele kommen,
Wo ihr Kummer und ihr Leiden
Sich verkehrt in Himmelsfreuden."

Dann in heil'gem Dankesglühen
Wollen wir am Throne knieen:
Gott im Himmel und auf Erden
Ließ uns nicht zu Schanden werden!"

„Ewig Preis dem Herrn der Welten,
Weil vor ihm die Reinen gelten!
Ewig Heil in Gottes Namen
Aller treuen Unschuld! Amen." —

Dieses Lied hatte der Pater mit dem Knaben der Wittwe in so rührendem, felsenfesten Vertrauen auf

Gottes Hilfe gesungen, daß es ihm auf einmal in der Seele so leicht wurde, als ob gar nichts Schlimmes und Trauriges zu befürchten wäre. Eine Stimme in seinem Innern sagte ihm: Die Unschuld der Negerin muß offenbar werden, und wenn schon die gelbe Schlange an ihrer Brust nagt. Sie wird leben zur Schande ihrer Feinde, zum Troste der Bedrängten und Verfolgten. An der Reinheit ihrer Tugend, an der Wahrheit ihrer Reden scheitern die Pläne und Ränke der Gottlosen. — Diese innere Stimme theilte er voll herzlicher Freude dem Knaben mit, indem er sprach: „Sei getrost Albino, du wirst deine Mutter nicht verlieren!“ —

Albino, in der Gewißheit: „Massa hat es gesagt! Massa lügt nicht!“ umklammerte voll Entzücken die Füße des Paters. Dann sprang er auf, indem er rief: „Mutter weint im Kerker. Mutter weiß nicht, daß Massa gesagt: „Sei getrost, Albino, du wirst deine Mutter nicht verlieren!“ — Wie? Wär' ich nicht der undankbarste Sohn, wenn ich nicht wollte abkürzen das Leiden der Mutter? Fort, fort! In die Stadt! Ich will Massa voraneilen. Massa hat nicht so schnelle Füße, wie der Knabe der flüchtigen Antilope. — O, Massa hat mir große Freude gemacht. Seh' ich nicht aus, wie ein junger Hirsch? Könnte roth werden mein Gesicht, wie bei den Söhnen der weißen Mütter — man müßte glühen sehen meine Wangen im Feuer froher, kindlicher Liebe. Doch Massa darf nur sehen in mein Auge. Massa kennt den Strahl, der daraus leuchtet und wiederspiegelt das Gefühl meiner Seele. Ich eile. Massa wird nachkommen. Ich eile, der Mutter zu sagen: Sei getrost, Albino, du wirst deine Mutter nicht verlieren.“ —

Der Pater wurde durch die rührenden Ausdrücke kindlicher Begeisterung, die hervorflog aus dem Herzen des Knaben, und zugleich durch den Schmerz bei dem Gedanken an Albino's jammervollen Zustand, wenn er sich vielleicht bald in seinen Hoffnungen und Freuden getäuscht sehe, so tief ergriffen, daß die Thränen in großen Tropfen über seine Wangen fielen. —

Der arme Knabe sollte auch wirklich in dem Augenblicke schon auf die schmerzvollste Weise enttäuscht werden. Ein schwarzer Sklave kam dahergeeilt, rang die Hände, zerriß seine Kleider, und brachte die traurige Kunde: „Ich komme von Paramaribo. Blanca stand zum letzten Verhör vor dem strengen Gouverneur von Surinam. Das Urtheil ist gesprochen. Blanca muß sterben auf der Richtstätte. Blanca muß sterben durch den Biß der gelben Schlange." —

Albino sank bewußtlos zur Erde nieder. Er hörte weder die lauten Thränen des Paters, noch das Geheul des schwarzen Botschafters. In diesem Zustande zwischen Tod und Leben verbrachte der unglückliche Knabe mehrere Minuten. Endlich kam er wieder zu sich. Sein erster Blick war auf den Sklaven gerichtet, um sich zu überzeugen, ob vielleicht nur in einem qualvollen Traume die Kunde von dem Todesurtheile der armen Mutter ihm vorgeschwebt. Nein, es war Wirklichkeit. Und sein Schmerz bei dieser Wahrnehmung war mit keinem andern Schmerzen zu vergleichen. —

„Drei Tage noch soll sie leben!" fuhr der Sklave zu berichten fort: „Die Sonne des vierten Tages soll sie nimmer aufgehen sehen im goldenen Osten. Sie

vernahm das Urtheil mit heiterer Seelenruhe. Sie lächelte, und blickte zum Himmel. Ihre Lippen sprachen nur drei Worte: Ich bin unschuldig! Unter einem stillen Gebete ging sie zurück in den Kerker. — Die Augen der Weiber waren feucht von Mitleidsthränen. Selbst im Gesichte vieler Männer war ein Zug der stillen Theilnahme nicht zu verkennen. Nur die Rohesten vom Gassenvolke konnten sich freuen, nach wenigen Tagen ein Schauspiel zu erleben, das die Verachtung, die unter den Weißen wider das arme schwarze Sklavenvolk vorherrscht, zum höchsten Grade steigern sollte. Mir war's in der Stadt zu unheimlich, gerade als ob ich nicht sicher wäre vor Verhaftung, weil mein schrecklich Loos mich gestempelt zum geplagten Knecht der Weißen. Und gefoltert von finsteren Gedanken der Angst, des Kummers und Unmuthes eilte ich aus dem Thore." —

In stummen Schmerzen hatte der Mulatenknabe auf die Erzählung des Sklaven gehorcht. Dann fragte er diesen halblaut, als ob er fürchte, eine Antwort von ihm zu erhalten, die den Pfeil des Jammers nur noch tiefer in sein Herz vergrabe: „Sage mir Unglücksbote, hast du kein Wort sprechen können mit dem armen Weibe des Todes? Hat die Wittwe Blanca keinen Auftrag dir gegeben an den Knaben Albino?" —

Der Sklave erwiederte: „Ich habe mich glücklich vorgedrängt in die Nähe der Gefangenen, als sie zurückgeführt wurde in den Kerker. Sie erkannte mich. Ein wehemüthig Lächeln bewegte ihre Lippen, als ob sie etwas auf dem Herzen habe, das sie mir anvertrauen möchte. Ich konnte die Thränen nicht

zurückhalten. So sehr rührte mich das Unglück der armen Schwester. Ich folgte ihr im Gedränge auf den Fersen nach. Und sie flüsterte mir zu: „Albino wird weinen um die Mutter! Albino liebt die Mutter, und wird kaum leben können ohne sie! Blanca aber möchte trösten ihren Knaben! Blanca möchte noch einmal sehen den weinenden Albino! Eile heim, und verkünde die Bitte der unglücklichen Blanca: Massa möchte mit Albino besuchen die unglückliche Blanca im Kerker! — Thränen erstickten die Worte der Gefangenen. — Ich habe meinen Auftrag entrichtet." —

Pater Anselmo sah wehemüthig auf den Knaben, der seine Hände faltete zu einer stillen Bitte. „Ja, sagte er dann, wir gehen, Albino, den Wunsch der gefangenen Mutter zu erfüllen. O Gott, stärke du uns und das arme Weib, daß uns das traurige Wiedersehen nicht erdrücke im tiefen Schmerz, daß uns die süße Hoffnung bleibe: Wir werden uns auf ewig wiedersehen in den Wohnungen des Friedens. Komm, Albino, wir wollen auf dem Hingange unsere Gebete zum göttlichen Heilande senden. Er sieht gnädig herab auf das Flehen seiner Kinder, und wird uns nicht verlassen." —

Er bot dem armen, wankenden Knaben seine Hand, und führte ihn väterlich tröstend durch den Fußpfad der Plantage, dem Ziele der trauervollen Wanderung zu.

## Sechzehntes Kapitel.

### Der Besuch im Kerker.

Ein stiller, geräuschloser Abend hatte sich verbreitet in den Strassen und Gassen von Paramaribo.

Die Bewohner der Stadt ruhten, von der Arbeit des Tages müde. Die Reichen und Angesehenen auf ihren sammtenen und goldgewirkten Flaumpolstern, die Minderbemittelten und Armen auf den Binsenmatten und Palmengeflechten. Oder Andere, die dem Schlafe sich noch nicht hingeben wollten, trieben sich herum in den Kaffeehäusern, wo wandernde Schauspielergesellschaften spielten, oder rauchten bei'm Glas Wachholderbranntwein gemächlich ihre Pfeife, und unterhielten sich mit Karten und Damenspiel. —

Eine Stunde nach Sonnenuntergang klopfte es von Außen an die Thür der Wohnung des Kerkerwächters in einer der einsamsten Gassen von Paramaribo. Der Mann erhob sich von seinem Polster, über den er hingestreckt im halbwachen Zustande schnarchte, trat vor die verschlossene Thüre, und rief hinaus, was es gäbe. „Pater Anselmo, kam ihm die Antwort zurück, bittet den Wächter um Einlaß in das Gefängniß, wo die arme Negerin schmachtet."

Der Alte murrte vor sich hin: „Er wird sie bekehren wollen, die Heuchlerin. Nach drei Tagen kann er ihr auch die falsche Seele aussegnen, damit Gott des geistlichen Segens willen barmherzig sei." — Und mit diesen Worten langte er einen Bund Schlüssel von der Wand, die Thür zu öffnen. —

„Was will der Knabe bei euch?" fragte er mürrisch den Pater. Dieser erwiederte: „Soll der Sohn die unglückliche Mutter nicht mehr sehen? Laßt den Knaben mir folgen, Meister! Ihr thut ein gutes Werk, und Gott wird's euch lohnen! — Tief dämmert der Abend! Wer wird auf uns merken im Dun-

kel der Nacht? Und wenn es auch zur Klage käme, ihr hättet euere Pflicht verletzt — ich stehe mit dem Verlust meiner Freiheit für euer Amt und Leben. Aber sputet euch, Meister! Die arme Gefangene bedarf des geistlichen Trostes. Ach, vielleicht treffen wir keine Lebende mehr im Kerker. Das Urtheil ward ihr verkündet. Sie unterliegt dem unsäglichen Kummer, ehe die Vollziehung des Urtheils geschieht.“ —

„Wohl möglich!“ entgegnete der Wächter, indem er durch die Gasse voranschritt, mit einem Tone, der bewies, daß er nicht alles Mitleid von sich geworfen: „Wohl möglich! Die Negerin hat weder Speise noch Trank zu sich genommen, von der Minute an, da ihr das Todesurtheil verkündet worden.“

Albino rang die Hände unter einem lauten Seufzer. Der Pater blickte mit feuchtem Auge zum Himmel. Es herrschte eine tiefe Stille, die nur unterbrochen ward von dem Wiederhall der Fußtritte auf dem Pflaster der Strasse, oder von dem aus einem entfernten Kaffeehause tönenden Gejauchze lebenslustiger Creolen. *)

Endlich hielt der Wächter vor der Pforte eines großen Gebäudes. „Hier innen findet ihr die Negerin!“ sagte er zum Pater, und öffnete das Eisenthor mit einem der Schlüssel, die er am Ringe trug. Dem Knaben Albino zitterte das Herz im Leibe. Wankenden Schrittes folgte er den Männern durch den langen gewölbten Gang. —

---

*) Heißen diejenigen, die von europäischen Eltern in America abstammen. Ihre Gesichtsfarbe fällt in's Bräunliche. —

Der Kerkerwächter stand zum andern Male stille, und langte wieder einen Schlüssel vom Ringe. Eine zweite Thür bewegte sich langsam um ihre Angeln — das Innere des Gefängnisses wurde sichtbar.

Ein Seufzer aus der Tiefe der schauerlichen Kerkernacht tönte zu den Männern. Sie blieben stille stehen über der Schwelle und horchten. Und sie vernahmen die kläglichen Worte: „Hat der liebe Heiland vergessen die arme Blanca? Hat er nicht gehört ihre Klagen? Nicht gesehen ihre Thränen? Um Mitternacht ruf' ich empor in die Höhen des Himmels! Am frühen Morgen, wenn noch kein Schlaf erquickt hat meine Augen, lieg' ich auf meinen Knieen und bitte den lieben Heiland: Erbarme dich mein! — Massa hat mir oft gesagt: Die Sünde ist gräßlich; und ob sie auch einige Zeit triumphirt unter den Kindern der Lüste — der Herr wird sie bald schlagen und zernichten; und ihr falsches Licht wird sich verwandeln in die Finsterniß der Hölle. Die Unschuld aber, wenn sie geprüft ist und geläutert im Feuer der Drangsal, wird endlich herrlich dastehen vor Gott und den Menschen; und ihr Sieg wird sein, wie die Glorie der Morgensonne, tröstlich und segenvoll, den goldenen Tag der Ewigkeit bei dem lieben Heilande verkündend. — So hat Massa gar oft gesagt; und Blanca hat geglaubt und gehofft; denn Massa lügt nicht. Doch, wo ist nun der Lohn für Blanca's Glauben und Hoffen? Blanca ist unschuldig, und doch triumphirt das gräuliche Verbrechen über Blanca's Unschuld. — Armes Weib, nach wenigen Tagen saugt die gelbe Schlange dein Herzblut; und deine Unschuld sinkt unter dem

Verdachte, du habest ein strafbares Verbrechen begangen! — Soll denn Massa dies einzige Mal nicht wahr geredet haben? O Gott, o Gott! Was sollen die schrecklichen Zweifel? Diese Augenblicke sind die qualvollsten meines Lebens! O, daß Massa da wäre, und mich trösten könnte. Dann wäre mein Herz wieder ruhig; und aus Massa's süßen, erquickenden Reden lächelte mir auf's Neue die Ueberzeugung: „Massa lügt nicht!" —

Hier schwieg die klägliche Stimme der Gefangenen. Der Pater aber an der Thüre hieß den Kerkerwächter sammt dem Knaben Albino stille stehen, während er die Lampe, die Ersterer unter der Zeit angezündet, zur Hand nahm, und langsam der Stelle zuschritt, wo Blanca, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, immer noch kniete, und über ihren jämmerlichen, trostlosen Zustand nachzudenken schien. Und als er nahe genug stand, wiederholte er mit feierlichem Tone die letzten Worte der Negerin: „Massa lügt nicht!" —

Blanca erkannte die Stimme, erhob ihr Angesicht, und rief in rührender Freude: „Dem lieben Heilande sei's gedankt, daß Massa mich heimsucht in dieser trüben Stunde!" — Und sie langte nach des Paters Rechte, drückte sie an ihr pochendes Herz, und küßte sie. „Nun will ich gerne sterben," fuhr sie fort, „denn Massa wird mich trösten zum schnellen Heimgange, und der Welt sagen, wenn Blanca verblutet: Blanca verblutet unschuldig!"

Der Pater segnete die Gefangene, und sprach darauf die Worte des Trostes: „Ich habe dein Seufzen gehört, Blanca, und trage Mitleid mit dem jammervollen Zustande deiner Seele, die von quälenden

Zweifeln heimgesucht wird. Hier steh' ich, der Freund deines Herzens, und will dich trösten, Blanca! Es ist wahr; ich habe gesagt: Das Laster wird zu Grunde gehen; die Tugend wird siegen. Auch an dir, arme Wittwe, wird die Wahrheit dieser Worte in Erfüllung gehen. Die Zeit aber, und die Art, in welcher es geschehen wird, ist unsern Augen verborgen. Dem Allwissenden und Allgerechten gefällt es, die Stunde der Prüfung zu verlängern, und im Feuer der Leiden das Gold deiner Tugend vollkommen rein zu machen, liebe Blanca! — Einst hat der gute Heiland allen Menschen die schöne Lehre gegeben: Redet und schweiget zur rechten Stunde. Und in den schrecklichsten Leiden, die seine Seele, wie seinen Körper trafen, hat er durch sein göttlich Benehmen die Wahrheit seiner Reden bezeugt. — Ahme sein heilig Beispiel nach, arme Dulderin! Du hast geredet zu rechter Zeit; du hast deine Unschuld bekannt und betheuert vor dem Richter und allem Volke. Gedulde dich nun in schweigsamer Stille, und erwarte in heiliger Fassung und Standhaftigkeit, was immer über dich soll verhängt werden. Und trifft dich endlich das Schrecklichste, der Tod der Verbrecher durch den giftigen Biß der gelben Schlange, so tröste dich in deiner Unschuld mit dem kostbaren Gedanken: Der Herr, der mir das Leben geschenkt, will es nun wieder von mir nehmen. Ich lobe und preise seinen heiligen Willen! — Damit aber, meine liebe Tochter, jeder trübe Augenblick, jede bange Secunde auf immer von dir scheide, bin ich gekommen, das Nachtmahl Jesu, die stärkende Wegzehrung für jeden gläubigen Erdenpilger, dir darzureichen. Dieß ist

das Kleinod, das du dereinst am Throne des lieben Heilandes niederlegen kannst mit den vertrauensvollen Worten: Herr, ich bin gestorben im Glauben an dich, und in der seligen Hoffnung, daß ich durch dich erlöset worden!" —

Die arme Blanca hatte kein Auge von dem Munde des Paters verwandt. So innigst und sehnlichst suchte sie Trost in seinen frommen Worten. Und nun hob sie die Hände empor, so hoch sie konnte, und flüsterte mit süßer Stimme: „Ich harre demüthig des Mahles göttlicher Liebe!" —

In feierlicher Stille vernahm der Pater das Bekenntniß ihrer menschlichen Schwachheiten, und verzieh ihr im Namen des Heilandes, was sie Zeit ihres Lebens Unrechtes gethan. Dann hieß er sie niederknieen auf den feuchten Quader des Gefängnisses. Und sie empfing mit beispielloser Andacht und himmlischer Freude das Abendmahl.

„Nun bist du vorbereitet zum Hingange in ein besseres Land!" sagte der Pater, wischte sich selbst eine Thräne aus dem Auge, und küßte die Negerin auf die Stirne: „Nimm hin den Kuß des Friedens! Der Herr empfange dich segnend in seinen göttlichen Wohnungen." —

Blanca dankte dem Pater, indem sie lächelnd seine Hand küßte. Ihr Angesicht leuchtete mit einem Male in der Verklärung himmlischer Ruhe und süßer Freude, in der Glorie einer bald vollendeten, in Anschauung übergehenden Hoffnung. Jeder Zweifel war ihr benommen; Angst und Kummer waren aus ihrem Herzen verbannt.

Und im Gefühle inneren Friedens sagte sie zum

Pater: „Der armen Blanca ist es nun so wohl. Massa hat gebracht dieses Wohlsein in das betrübte Herz der armen Blanca. Massa soll Dank haben, viel Dank für den süßen Trost. Den größten Dank aber soll haben der liebe Heiland, der Massa erleuchtet und gesandt, das Weib des Unglücks so süß zu tröſten. O, wenn nun Albino da wäre, Albino, der theure Sohn der gefangenen Mutter. Da ich ihn verlassen mußte vor unserer Hütte, war mir so bang im Herzen, und der Abschied so schwer, der thränenvolle Abschied von dem Liebling meines Lebens. Diese meine Schwermuth lastet auf dem Herzen des guten Kindes. Albino wird trauern bei der Trauer der armen Mutter. Jetzt wär' es ganz anders. Ich wollte mit lächelnder Miene von ihm scheiden. Und das Lächeln der scheidenden Mutter wäre Albino's Trost für die traurigen Stunden seiner Pilgertage. Weiß Massa keinen Rath, daß Blanca noch einmal sehen kann den weinenden Albino?" —

„Mutter!" tönte es am Herzen der gefangenen Negerin. Albino lag in ihren Armen. Er hatte sich bis zu diesem Augenblicke neben der Kerkerpforte still verhalten, indem er an der Seite des Wächters kniete, der durch die heilige Handlung, die der Pater zum Trost des unglücklichen Weibes vorgenommen, selbst zur Vergießung einer Mitleidsthräne gebracht worden. Die Frage der Mutter aber hob ihn wie mit Zauberkraft empor, und führte ihn zum Ziele seiner kindlichen Sehnsucht. —

Blanca konnte anfangs kein Wort hervorbringen. Ihre Freude bei dem Anblick des theuern Knaben war eine stumme Freude voll innerer Süssigkeit, die in

feierlichem Schweigen gefühlt sein wollte. Von dem Angesichte des Lieblings hinweg eilte ihr Auge nun in die Höhe. An der Wölbung des Kerkers verharrte es lange Zeit, als ob es den Himmel mit den Gestirnen der seligen Hoffnung und des Friedens durchschauen könne.

Endlich ergoß sich die Empfindung des entzückten Weibes in den rührenden Worten: „Der liebe Heiland sendet in die Nacht des Kummers gar oft einen Tagesstrahl freundlicher Tröstung. Massa hat es gesagt. Massa lügt nicht. Blanca hat es erfahren. Blanca erfährt es in diesem Augenblicke. — O mein Albino! O mein Liebling! O meine Süßigkeit! Die arme Mutter weiß dich an ihrem Herzen — und das Sterben wird ihr so süß und angenehm! Küsse mich auf die Stirne, Söhnlein! Küsse mich auf den Mund! Nimm aus meinem Hauche den Glauben an den lieben Heiland, den Massa mich kennen gelehrt — er sei das Erbgut von deiner scheidenden Mutter! — Nimm von meiner Stirne das Siegel des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung — es sei der Pilgerstab und Wegweiser deines jugendlichen Lebens. Mehr kann ich dir in diesen wenigen Augenblicken nimmer sagen. Doch es ist genug, wenn du dich dessen stets erinnerst, genug, um das Wiedersehen in einer bessern Welt gewiß zu machen. Lebe wohl, lebe wohl, du Kleinod, das ich von der ersten Stunde an, da der liebe Gott es mir geschenkt, treulich in meinem Herzen verwahrt und groß gezogen! Lebe wohl, lebe wohl! Gehe hin — und bete für mich. Das Gebet der Kinder ist dem göttlichen Heilande angenehm — und er erhöret es. Massa hat es gesagt. Massa lügt nicht. Amen!“ —

Noch einmal umhalsete sie in herzlicher Inbrunst den Knaben, der sich in seinen Thränen hätte baden können; und winkte hierauf dem Pater, er möge sich entfernen mit dem weinenden Albino. Denn es war ihr jetzt so wohl; ihr Herz so heiter, das Scheiden im Vertrauen auf den lieben Heiland, in der Hoffnung auf ein himmlisches Wiedersehen so leicht. Und sie befürchtete, durch eine längere Anwesenheit des Knaben, durch das mütterliche Mitgefühl bei der Strömung seiner kindlichen Thränen könnte die ruhige Stimmung verloren gehen. —

Anselmo verstand den Wink, nahm den Sohn der schwarzen Mutter, die er noch einmal segnete, in seine Arme, und entführte ihn, der sich kaum von der Stelle bewegen konnte, durch die Kerkerpforte, die der Wächter wieder verriegelte, indem er mit mehr Mitleid, als er bei'm Eintritt geäußert hatte, halblaut die Worte betete: „Gott wolle der Armen gnädig sein!" —

## Siebenzehntes Kapitel.

### Die Boten von Paramaribo.

In den Urwäldern an den Ufern des Orinoco wiederhallte das Freudengejauchze der Guaraunos. Kaiman, der Aelteste in der Versammlung der Männer, war vor mehreren Tagen schon zu seinem Stamme zurückgekehrt, und hatte dem horchenden Volke das Abenteuer erzählt, das er mit Huaracriou zur glücklichen Ausführung listiger Rache wohl bestanden. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, ja selbst die lebensmüden Greise hüpften und tanzten in der Runde

herum, und setzten sich endlich zu einem lärmvollen Festgelage unter die Schatten der Bäume. Einige spielten auf besaiteten Meermuscheln mißtönende Weisen, während Andere aus langen Rohrpfeifen und aufgeblasenen Backen das wildeste Getöse hervorjagten. Wieder Einige kletterten umher zwischen den großen und breiten Blättern der Palmen, die Windungen und Geberden und das Geschrei der heulenden Schwanzaffen nachahmend. Andere saßen beisammen im Schatten eines riesigen Mammeibaumes, und ergötzten sich in frechen, zügellosen Scherzen, bemeistert von dem groben Taumel des Palmweines. —

In einiger Entfernung von dieser Gruppe war das eigenthümlichste Schauspiel zu sehen. Die Jugend des wilden Stammes hatte sich dort um einen Pfahl versammelt, an den sie eine der Gestalt eines schwarzen Weibes ähnliche Puppe festgebunden. Das Freudengeschrei an jenem Orte glich bald dem Bellen der wilden Alcos, bald dem Heulen langhaariger Brillaffen; dann wieder dem Gekrächze riesiger Raubvögel, und endlich dem Winseln ersterbender Menschenstimmen, die sich schauerlich verloren im Echo des nachbarlichen Waldhügels. Die Knaben schoßen mit Pfeilen auf die Puppe, während die Mädchen um eine Stange tanzten, auf deren Spitze ein Skalp befestigt war, den Kaiman bei'm Beginne des Festes im Gefühl vollendeter Rache mit seinem scharfen Messer von dem Kopfe der Puppe geschnitten hatte. Selbst die Kinder der Wilden hüpften herbei, und schlugen mit Weidenruthen auf die leblose Gestalt, und zerrten an ihrem Gewande, und verspieen den über dem Rumpfe ragenden Kürbis, der mit seinen

gemalten Augen, Wangen, Lippen und Nasenlöchern das Gesicht bilden mußte. —

Unter diesem schauerlichen Getöse erschien Huaracriou zwischen den Bäumen. Er belauschte sein Volk mit stolzem Wohlgefallen. Und als er den Sinn dieser festlichen Belustigungen erkannte, verzerrte er sein rothbraunes Gesicht in einem stummen Gelächter, und trat hervor in die Mitte des freien Platzes, wo ihn alsbald die Männer und Jünglinge des wilden Stammes mit Begrüßungen überhäuften. Und Kaiman fragte voll Neugier: „Ist dem Häuptling gelungen die Ausführung des Planes, den der Aelteste der Guaraunos zur Ehre des ganzen Stammes, zu Huaracriou's Rachesättigung und zur Versöhnung des zornentbrannten großen Geistes in einer schlaflosen Nacht entsponnen? Sprich, und erquicke das hohe Alter meiner Tage mit einer freudevollen Nachricht. Was ist geschehen mit dem schwarzen Weibe?" —

In dem Augenblicke flog durch die Lüfte eine Heerde schmetternder Agamis*) über den Köpfen der Wilden vorüber. Huaracriou ohne ein Wort auf Kaimans Frage zu erwiedern, langte den Bogen von der Schulter, zog einen Pfeil aus dem Köcher und zielte. Und ehe man sich's versah, fiel ein Agami todt auf die Erde herab, während die Schaar der Vögel weheklagend

*) Ein indianischer Name, den der Trompetervogel führt. Er wohnt vorzüglich in gebirgigen Wäldern in Guayana heerdenweise. Er führt seinen Namen von dem Geschrei, das dem Schmettern kleiner Trompeten gleicht, und durch seine sonderbar gebaute Luftröhre und Lunge hervorgebracht wird. —

und mit aller Kraft ihrer Schwingen rudernd, so schnell als möglich das nachbarliche Waldgebirge zu gewinnen strebten. —

Die Guaraunos verwunderten sich stillschweigend über die Gewandtheit, mit der ihr Häuptling, als berühmter Wildschütze, den Bogen zu handhaben verstand. Dieser aber nahm nun das Wort, und sprach mit lauter Stimme: „Habt ihr gesehen den Vogel des Waldes? Im stolzen Fluge zog er dahin, an der Spitze seiner Genossen, Alles verachtend, was unter ihm lag, und unsere Palmenhütten verspottend mit dem durchdringlichen Geschmetter seiner kraftvollen Kehle. Huaracriou's Pfeil hat den Spötter vernichtet und ihn erniedriget bis zur Erde, wo er nun leblos, ob seinen schönen Federn, ein Spiel geworden für unsere Jugend. So ist das schwarze Weib meiner Rache anheimgefallen. Der Pfeil des Todes schwebt über ihrem Haupte. Das Gift der gelben Schlange naget an ihrem Herzen. Und so wahr es ist, daß jener Vogel todt auf die Erde herabgesunken, so gewiß stirbt die flüchtige Antilope auf der Richtstätte von Paramaribo, zernichtet durch die List der Guaraunos, zum Tode verurtheilt durch das blutige Gericht der weißen Männer. Danket mit mir dem großen Geiste des gewaltigen Stromes, der unsere Thäler bewässert; danket mit mir dem großen Geiste der unzugänglichen Wälder, die uns schützen vor den Feuerwaffen der Blaßgesichter, unserer schreckbaren Todfeinde." —

Bei diesen Worten erhob das wilde Volk ein entsetzlich Geschrei, das Thal und Schlucht und Berg und Wald mit seinen tausendfachen Klangsweisen erfüllte.

Freude und Rache, Lust und Wuth bemeisterten sich in diesem Augenblicke der Herzen der Guaraunos in sonderbarem Gemische. Sie sprangen und tanzten ärger, als zuvor; und die Puppe am dicken Pfahle und der Skalp auf der hohen Stange waren auf's Neue die Zielscheibe ihres grenzenlosen Spottes.

Endlich gebot Huaracriou Stillschweigen, sammelte die Männer um sich, und erzählte ausführlich und ernst, wie er, von Kaimans lobenswerthen, listigen Ränken unterstützt, das schwarze Weib in der Plantage hinangebracht zum Rande des Grabes, von dem sie hinwegzureißen kein schützend Wesen je vermöge.

„Das Urtheil ist gesprochen," fügte er am Ende der Erzählung mit schreckhafter Stimme bei: „Die Stunden verschwinden. Das Leben der flüchtigen Antilope währet nur mehr wenige Tage. Dann stirbt das Weib, das den Häuptling der Guaraunos verschmäht, durch den Biß der gelben Schlange. Beim großen Wesen, Huaracriou will die Negerin sterben sehen. Huaracriou's ältester Knabe soll dem schwarzen Weibe, wenn es leblos im Sande liegt, den Skalp nehmen und auf einer Stange im Siegesgejauchze nach Hause tragen, zum Spotte der Weiber, Mädchen und Kinder unseres Stammes. Ich habe geredet." —

Hierauf gab er den Versammelten ein Zeichen mit der Hand, und sie verloren sich stillschweigend unter den Bäumen des dunklen Waldes. Die Weiber, Knaben und Mädchen hatten sich schon eher in ihre Palmhütten zurückgezogen. —

Der Abend senkte sich hernieder. Die waldige Gegend ruhte feierlich in ihrer eigenen tiefen Schwer-

muth. Es war die Stunde der ersten Abenddämmerung, wo die Wesen des Tages bereits verstummt sind, und die Thiere der Nacht sich noch kaum hervorwagen, ihr gespenstig Treiben zu beginnen. Deßwegen herrschte in diesen Pausen eine die Pulse der Natur niederdrückende Stille. Nur der americanische Spottvogel, die Nachtigall der tropischen Länder, so sehr ein Liebling melancholischer Dämmerung, wie ein Freund heiterer Tageslaune, rührte sich in den Gebüschen, übte seine Kehle, und schwärmte in allen Arten seiner unnachahmlichen Töne. —

Huaracriou lehnte an einem Baumstamme, und horchte auf das schmelzende Lied des beliebten Sängers. Die Töne der Schwermuth griffen tief in sein Herz ein. Die Seele des Mannes der Wildniß wurde gestimmt zu seltener Rührung. Und was bisher in seinem Innern Rachefreude sein mußte, verwandelte sich auf einmal in ein Schmerzgefühl, das er sich selbst nicht beschreiben konnte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der Erinnerung an das, was er seit kurzer Zeit gegen ein Weib unternommen, für das er in der Tiefe seines Herzens eine Neigung verspürte, die ihm mit schreckbarer Stimme zurief: „Was du liebst und erhalten solltest, zerstörest du, wüthender Häuptling, in der Tollkühnheit ungerechter Rache." — Der Blick seines Geistes verweilte kummervoll in dem Kerker in Paramaribo; und seine Hände zitterten, als fürchte er sich vor dem Gerassel der Ketten, an die seine Schandthat die arme, schuldlose Blanca geschmiedet. —

Ein Thräne flimmerte auf Huaracriou's schwarzen Augenwimpern, eine Thräne der Wehmuth, der

schönste Preis, die herrlichste Trophäe für die meisterhafte Tonweise des Sängers in den Gebüschen; und der klarste Beweis, daß im Schmelz des zarten Liedes, im Zauber der weichen Melodieen die Rohheit des wildesten Herzens verschwinden muß. Huaracriou wollte die ganze Nacht in dieser wohlthuenden Stimmung verweilen.

In diesem Augenblicke aber vernahm er, nicht ferne von dem Baumstamme, an dem er bisher ohne Bewegung gelehnt, ein Geflüster von Männerstimmen. Stracks griff er nach seinem Tomahawk, und richtete den Bogen sammt dem Köcher zurecht, indem er sich zugleich hinter den Baumstamm zurückzog, um sich, wenn er es mit Feinden zu thun hätte, nicht unvorsichtig ihren Waffen bloßzustellen.

Gleich darauf erkannte er wirklich in der Dämmerung der Bäume drei Männer, die mäßigen Schrittes sich näherten, und gerade vor dem Häuptling stille standen, ohne seiner gewahr zu werden. „Von hier aus," hub der Eine an, „mag es nicht mehr weit sein zu der Palmenhütte des Häuptlings der Guaraunos. Wir dürften froh sein, das Ziel unserer gefahrvollen Wanderung vor uns zu haben. Das Volk an den Ufern des Orinoco ist tapfer und mißtrauisch. Und begegnet uns ein Anderer, als Huaracriou selbst, könnten wir leicht das Wagniß, unter diesen Bäumen zu wandeln, mit unsern Skalpen bezahlen müssen." —

Der Zweite aber erwiederte auf die Besorgniß des Einen: „Wir haben einen Schutzbrief vom Gouverneur von Surinam. Der Schutzbrief ist die Friedenspfeife, die der Häuptling vor Kurzem erst zum freien Eintritte in Paramaribo von ihm erhalten.

Huaracriou's Volk wird das Zeichen der Gastfreundschaft auch in den freien Urwäldern zu schätzen wissen." —

„Darob," sprach der Dritte, „waltet kein Zweifel, um so mehr, wenn wir so glücklich sind, dem Häuptlinge zuerst zu Gesichte zu kommen. Darum laßt uns eilen, damit wir vor Einbruch der Nacht seine Palmenhütte erreichen." —

Der Dritte von den fremden Männern hatte kaum geredet — da fuhren alle Drei plötzlich zusammen, und wollten eilig die Flucht ergreifen. Denn in diesem Augenblicke vernahmen sie das Gezisch einer gelben Schlange so klar und deutlich, als ob dieses gefürchtete Thier schon herum sich winde um den nahestehenden Baumstamm, um einen wüthenden Kampf mit den ängstlich Ueberraschten zu beginnen.

Huaracriou stand vor den Männern, Anfangs in drohender Stellung, den geschwungenen Tomahawk in der Rechten, in der Linken den Bogen mit einem vergifteten Pfeile. Dann aber, als er an der Kleidung die Gerichtsboten von Surinam, die Häscher des Gouverneurs, erkannte, lehnte er Tomahawk und Bogen an den Baumstamm, trat den Männern entgegen, und hieß sie mit leichtem Kopfnicken willkommen. —

„Das Glück ist mit uns!" redete der Eine den Mann der Wildniß an: „Der Häuptling, den wir suchen, ist der erste Guaraunos, der uns entgegentritt. Wir haben an dich einen Gruß von dem Herrn Gouverneur von Surinam."

Huaracriou warf einen ernsten Blick auf die Boten von Paramaribo, und entgegnete: „Was die Blaßgesichter uns Böses gethan, kann kein freundlicher

Gruß von ihren falschen Lippen aus dem Gedächtnisse der Guaraunos vertilgen. Ich hasse jede Weißhaut, und freue mich der vielen Skalpe, die an den Palmen meiner Hütte als Siegeszeichen ausgehängt sind. Jetzt aber, weil ich für kurze Zeit Waffenstillstand geschlossen mit eurem weißen Vater, und aus seiner Friedenspfeife rauche, will nicht nur ich selbst sammt meinem Stamme euch kein Leid zufügen, sondern sogar durch die Männer meines Volkes euch schützen lassen vor euren Feinden. Was verlangt der Gouverneur von dem Häuptling der Guaraunos?"

Und der Bote, der Anfangs das Wort genommen, fuhr zu reden fort, und entledigte sich seines Auftrages. „Großer, tapferer Häuptling," sprach er, „du bist der Mann, in den der Herr Gouverneur ein gewaltig Vertrauen setzt, als seiest du der mächtigste Schlangenbändiger. — Eine Negerin ist des Diebstahles überwiesen, und zum Tode verurtheilt worden. Und damit alle Sklaven in den Plantagen ein warnendes Beispiel vor sich sehen, wie furchtbar ein solch Verbrechen geahndet wird — soll über das schwarze Weib die schreckbarste Todesart verhängt werden; sie soll sterben durch den Biß der gelben Schlange. Du aber, Huaracriou, bist bekannt als der Mann, der dieses gefürchtete Thier mit größter Gewandtheit zu fangen weiß. — Führst du nicht selbst den Namen der gelben Schlange? Der Gouverneur will dich reichlich belohnen mit Perlen und goldenen Schnüren, wenn du zur rechten Stunde vor den Mauern von Paramaribo mit einer gelben Schlange erscheinst, die Negerin durch das Gift dieses blutgierigen Thieres zu tödten." —

Der Bote schwieg. Huaracriou schauderte zusammen. In den Gebüschen seufzte auf's Neue die tropische Nachtigall in kläglicher Wehemuth. Aber es war umsonst. Die Rache erhob sich gräßlicher, als je in dem Herzen des wilden Mannes. Mit stummer Bejahung gab er einem jeden der Gerichtsboten die rothbraune, nervige Hand zum Zeichen, er werde kommen. In dem Augenblicke rollte aus der Kehle des schwärmerischen Vogels der ergreifendste Klageton. Es war der letzte. Die warnende Nachtigall zog sich schweigend zurück in die Tiefe des Waldes. —

Huaracriou bewirthete die Männer von Surinam in seiner eigenen Hütte, und bereitete ihnen von Palmblättern und Binsenbüscheln ein Ruhelager. Tags darauf aber in aller Frühe, da die Sonne noch schlief hinter den unermeßlichen Wäldern, erhoben sich die Boten, und wünschten den Rückweg nach Surinam anzutreten. Der Häuptling bestellte sechs junge Männer aus der Zahl seiner streitbaren Genossen, und gab ihnen den Befehl, die Blaßgesichter zu begleiten bis zur nächsten Plantage, von wo aus sie, sicher vor irgend einem Feinde, den Rest des Weges glücklich zurücklegen könnten. —

Kaum hatten die Boten des Gouverneurs das Thal der Guaraunos verlassen — da machte Huaracriou sich hinaus in die Wildniß der Ufer des großen Stromes. Unter dem linken Arme trug er ein Kistchen, aus Weidenruthen geflochten und innen besetzt mit der harten Schale einer Schildkröte. In der rechten Hand hielt er eine Schlinge, aus dem Baste der Riesenpalme fest zusammengedreht.

Er schaute hieher und dorthin, und setzte einen Fuß um den andern vorsichtig durch die hohen Gräser, bis er eine höherliegende Uferstelle erreichte, wo zur heißen Mittagsstunde im feinen, warmen Sande die gelben Schlangen sich zu sonnen pflegten. Hier stand er festgemauert und bewegte sich nicht. Ueber seinem Haupte hatte er einen Busch von Palmblätter befestiget, und den Leib verhüllte er in getrocknete Baumrinden, weil er in seiner regungslosen Stellung eher einer Palme, als einem Menschen gleichen wollte. Dann brachte er seine Lippen in eine solche Muskelbewegung, daß die Töne, die seine Kehle hervorstieß, keine andern waren, als die der gelben Schlange, wenn sie in behaglicher Ruhe sich wärmt im getrockneten Uferschlamme. Drei und viermal wiederholte er das schauerliche Zischen, bis er endlich Antwort erhielt aus dem hohen Schilfe. Eine Schlange wand sich hervor, und lagerte sich über dem Sande.

Huaracriou warf die Schlinge aus mit einer Gewandtheit, die ihm unfehlbar den glücklichen Erfolg verhieß — und in weniger als einer Minute krümmte sich das giftige Thier eingeschlossen in dem schildkröteschaligen Behälter, ohne daß es dem Häuptling eine Wunde hatte beibringen können. Siegreich wanderte Huaracriou der waldigen Heimath zu, und erreichte mit der untergehenden Sonne die dunkle Palmenhütte. —

Und kaum daß die Sonne sich wieder erhob, einen neuen Tag zu schaffen, stand er schon reisefertig, das Kistchen mit der gelben Schlange unter dem Arme, vor den Männern der Guaraunos, und sprach zu ihnen: „Ich eile nach Paramaribo, eine That zu vollziehen,

die mich gänzlich versöhnen wird mit dem großen Wesen, das mir zürnet. Bereitet, bis ich wiederkomme, ein glänzend Fest! Huaracriou kehret heimwärts mit dem Skalpe des schwarzen Weibes." —

Seine beiden Knaben mußten ihn begleiten. Der ältere trug des Vaters Bogen, der jüngere seinen Köcher mit den vergifteten Pfeilen. Er selbst hatte seine rechte Faust mit dem Tomahawk bewaffnet. So ging's zwischen Bäumen und Gesträuchen hindurch, bis sie das Ufer des großen Stromes erreichten.

Ein dichtes Weidengebüsch verbarg das Canoe des Häuptlings. Er hieb rechts und links mit dem Tomahawk die Zweige nieder. Die Knaben sprangen voran. Und Huaracriou lös'te das Bastseil vom Ufer, während er nachsprang, das Ruder ergriff, und über die Strömung dahinfuhr, indem er seinen Söhnen zuraunte: „Freut euch! Ihr sollt die Schande eures Vaters sterben und seine Rache siegen sehen!"

Alligatoren boten hier und dort ihre blutgierigen Rüssel aus der Strömung. Allein der Häuptling fürchtete sich nicht. An mehreren Stellen waren gefährliche Wasserfälle, die im Orinoco zu Hause sind, zu überfahren. Doch Huaracriou glitt darüber hinweg, als gaukle sein Canoe lustig auf der Spiegelfläche der friedsamen, offenen Meeresstille. Er vergaß sich selbst und jede Gefahr in der Leidenschaft wilder Rache.

## Achtzehntes Kapitel.

### Das kindliche Gebet.

In einem einsamen, menschenleeren Thale, ungefähr eine halbe Tagreise von der Stelle entfernt, wo der Orinoco in das nördliche atlantische Weltmeer sich ergießt — stand Albino, der trauernde Mulatenknabe.

Der Schmerz um die gute Mutter, seine Sehnsucht nach der einzigen Freude seines Lebens, die er nun auf eine schauerlich blutige Weise verlieren sollte, hatte sich seiner in so hohem Grade bemeistert, daß jedes Plätzchen in der heimathlichen Hütte, wo er neben der Mutter gesessen, jeder Baum in der Plantage, wo er an ihrer Seite gearbeitet, jede Blume am sonnigen Hügel, wo er in den Abendstunden mit ihr geruht, die kläglichsten Erinnerungen in seiner Seele erweckten. Und darum hatte er die bekannten Stellen gemieden, und sich in eine Gegend geflüchtet, wo sich ihm die tröstliche Hoffnung in Aussicht stellte, hier werde nur allein der segenvolle Abschied der Mutter, ihre Rede voll Heiterkeit und Beruhigung seinem Gedächtnisse vorschweben.

Doch der arme Knabe hatte sich sehr getäuscht. Gerade hier, wo er allein sich fühlte mit seinem nagenden Kummer, war seine Seele so niedergebeugt, daß ihm das Leben als eine furchtbare Last erschien, der Tod aber ein freundlicher und willkommener Bote des Friedens ihm gewesen wäre. All die Bilder aus fröh-

lich verschwundener Knabenzeit wandelten noch einmal in ihren sanftesten Farben an ihm vorüber. Und in wehmüthigen Gedanken vertieft, erzählte er den Palmen und Weiden, den Vögeln und Blumen des einsamen Thales sein Leid mit rührender Stimme.

„Albino" — so seufzte er — „Albino hatte eine gute Mutter. So wie Blanca, das schwarze Weib, den Knaben Albino liebte, so liebt kaum eine Mutter aus der Schaar der weißen Weiber. Wenn Albino erwachte, kniete Blanca schon lächelnd vor seinem Hamak, und sprach über ihren Liebling das segenvolle Gebet, das Massa sie gelehret. Und Albino küßte gar lieb und kindlich die schwarze Mutter, und betete so gerne nach, was ihre Lippen vorgesprochen. Welchen Preis möcht' ich nehmen gegen die holde, herzliche Pflege, mit der die treue Mutter den bräunlichen Knaben beglückte? Alle Schätze der Goldbäche, alle Reichthümer der kostbaren Diamantengruben America's wiegen die mütterliche Sorge nicht auf, mit der die Wittwe Blanca den Knaben Albino auferzogen. Und nun, was kann ich ihr dagegen thun? Wie kann ich vergelten die treue Liebe? Ein fürchterlicher Urtheilspruch, Albino's kindliche Vorsätze und das häusliche Glück der Zukunft vernichtend, tritt wie ein blutiger Höllengeist zwischen Mutter und Sohn, das Weib plötzlich zu tödten mit furchtbarem Gift, den Knaben langsam zu martern mit einem freudelosen und leidensvollen Leben."

Hier schwieg Albino. Er suchte einen Baumstamm, der ihm zur Stütze seiner zitternden Glieder dienen sollte. Der Gedanke an Kerker, Urtheil und Richtstätte zermalmte seine jugendliche Kraft. Er ver-

hüllte mit beiden Händen sein Angesicht, und weinte bitterlich.

Endlich faßte er sich wieder, und sandte die Worte festen Vertrauens und kindlicher Offenheit zum Himmel: „Göttlicher Heiland, zu dem Massa mich geführt, den ich liebe mit der ganzen Kraft meiner kindlichen Seele, hast du denn des armen Knaben Albino vergessen? Hast du vergessen der bedrängten Wittwe Blanca? — Du bist allbarmherzig und allwissend. Massa hat es mir gesagt. Massa lügt nicht. Du durchschauest die Herzen deiner Kinder. Du kennest die Unschuld der gefangenen Negerin. Du weißt, unter welcher Schmerzenslast die Seele des Knaben Albino schmachtet. Zeige nun auch deine Allbarmherzigkeit. — Ich will nicht murren. Ich will dich nicht herausfordern, guter Heiland! O nein! Ich will nur beten zu dir; beten, wie ein Kind zu seinem Vater betet; beten, wie ich oft an Blanca's Seite zu dir gebetet. Massa hat mir gesagt, du erhörest das Gebet deiner Kinder; die Mutter, da ich von ihr scheiden mußte im Kerker, hat mir gesagt, das Gebet der Kleinen sei dir angenehm. Massa lügt nicht. Die Mutter lügt nicht. So sieh herab, gütiger Heiland; sieh mich auf meinen Knieen, und vernimm mein kindliches Flehen!" —

Und unter diesem kraftvollen Ruf nach Oben war er auch schon zur Erde niedergesunken. Es war so feierlich still um ihn her. Die Vögel in den Gebüschen schwiegen, um ja durch keinen fröhlichen Laut ihrer launigen Kehlen ein Wort der flehenden Lippen zu stören. Albino's Hände lagen kreuzweise über der Brust, die vom jugendlichen Schlag des tiefbewegten

Herzens gewaltsam gehoben ward. Sein Blick ruhte unverwandt am wolkenlosen, blauen Firmamente.

Und er betete mit lauter Stimme: „O lieber Heiland! ich weiß, daß du den armen bedrängten Menschen auf dieser Erde bald Vater bist, bald Bruder, jetzt Freund und Tröster, dann Lehrer und Wohlthäter, ja daß du Allen Alles sein willst, wenn sie vertrauensvoll zu dir allein sich wenden. Massa hat mir dieß gesagt. Massa lügt nicht. Ich möchte dich in diesem Augenblicke Bruder nennen. Wenn du mein Bruder bist, Herr, fühlst du, wie ich, den namenlosen Schmerz, eine theuere, geliebte Mutter verlieren zu müssen. Weil du aber allmächtig bist, kannst du helfen; du kannst es geben, daß ich die Mutter nicht verliere. Und weil du allbarmherzig bist, wirst du das Vertrauen des armen Albino in Gnaden ansehen, und in der schrecklichsten Stunde, in der ihm das Leben öde und zur Last geworden, deine himmlische Hilfe senden. Schenke, o Heiland, dem verwaisten Knaben seine Mutter wieder. Laß auf's Neue mir leuchten ihr klares Auge, laß ihre Lippen mich küssen zum frohen Wiedersehen auf dieser Erde. Gib, daß ihre mütterlichen Hände mich noch recht oft segnen mögen am frühen Morgen, am späten Abende. Gib, daß ich ihre Lehren immer wieder ausströmen höre aus ihrem freundlich lächelnden Munde. — Welche Ehre, o Herr, willst du darin suchen, daß die Unschuld verspottet und mißhandelt werde von deinen Widersachern? Und welcher Ruhm wird dir blühen aus den Reden deiner Feinde, wenn sie sagen: Er hat sie verlassen, die ihn liebte? — Verarge mir diese Worte nicht, du freund-

licher Heiland und Meister! Ich kann mir nicht anders helfen, und es wird mir nicht anders leicht um's Herz, als wenn ich recht offen und kindlich zu dir spreche. Siehe aber, wenn du die Unschuld zum Siege führest, und wenn die Stimme deiner göttlichen Fügung vom Himmel donnert: „Die mir treu sind und auf mich vertrauen, sollen nicht zu Schanden werden!" dann werden Alle deinen Namen preisen, und selbst deine Feinde es gestehen müssen: Er ist der Herr, und außer ihm ist Keiner! — Der Knabe Albino aber — ach, wie wird der Knabe Albino sich freuen und dir danken, du liebevollster aller Brüder, du himmlischer Helfer in höchster Noth. Mein ganzes Leben wollt' ich daran wenden, dir recht zu gefallen, und Alles zu thun, was in deinen Geboten von uns gefordert wird zu unserm Heile, Alles zu thun, was Massa mich gelehret. — So hilf denn, Herr, o hilf! Das Todesurtheil der armen Blanca ist gesprochen. Die Menschen meinen, es sei vorbei, sie müsse sterben, jede Rettung sei unmöglich. Aber bei dir ist Alles möglich! Herr, bei dir ist Alles möglich! Wenn das Gift schon in den Adern der armen Blanca strömt, kannst du sie retten! Wenn das Auge der guten Mutter bricht, kannst du ihm den Glanz des Lebens wieder geben! Wenn die Leiche schon in der Erde ruht, kannst du sie mit dem Hauche deines Geistes zum neuen Dasein erwecken. Bei dir ist Alles möglich! Massa hat es mir gesagt! Bei dir ist Alles möglich! Massa lügt nicht. Amen!" —

## Neunzehntes Kapitel.

### Die gelbe Schlange.

Das Gebet des Knaben war vollendet. Und so sehr es in einer seltsamen Eigenthümlichkeit erschien, so gewiß kam es aus dem Innersten der jugendlichen Seele. Der Pater hatte seinen Zögling zwar oft gelehrt: „Bete recht aufrichtig, und der liebe Heiland wird dein Gebet erhören.“ Er hatte aber auch jedes Mal am Schlusse der Gebetslehre hinzugefügt: „Du sollst nie anders beten, als: Herr, dein Wille geschehe!“ —

In diesem Augenblicke konnte der flehende Albino, dessen kindliches Vertrauen sich unbedingt in die Arme des Heilandes geflüchtet, gar nicht darankommen, diese letzten Worte seinem Gebete hinzuzufügen. Denn es lag so fest in seiner Ueberzeugung: Es ist der Wille des Herrn, daß die Mutter jetzt nicht sterbe, daß sie nicht sterbe, wenn gleich das furchtbare Gift der gelben Schlange sich vermische mit dem Blutstrom ihres Herzens. Oder wenn sie stirbt, so ist der Wille des Herrn, daß Albino mit ihr sterbe. Und dieser Wille des Herrn müsse und werde an Beiden geschehen. — Ein solch fest Vertrauen ist nur die Eigenschaft eines wahrhaft kindlichen Gemüthes. —

Albino lag noch auf seinen Knieen, still und ohne Bewegung, als ob er ehrfurchtsvoll einer Antwort von dem lieben Heilande entgegenharre, der zu ihm sprechen werde durch die Stimme seines Innern. Horch,

da zischte es ganz nahe vor ihm im dornigen Gebüsche eines indianischen Feigenbaumes. Der Knabe wandte den Blick nach der Stelle, wo die Gräser und Blätter sich bewegten — und fiel augenblicklich der Länge nach auf den Boden nieder. Ein unwillkürlich Zittern drang durch alle seine Glieder; dieß war die einzige Bewegung seines Körpers; sonst hätte man ihn für todt halten müssen. Er befand sich, ohne daß er es bisher gewußt, in der Nähe einer gelben Schlange. —

Jeder Wanderer, der mit den Gefahren jener reizenden Thäler und romantischen Wälder nicht genug vertraut ist, könnte, wenn er dieses Thier in seiner unscheinbaren, kleinen Form erblickte, es durchaus nicht für möglich halten, daß diese schwache Bestie Gift genug versenden könne, um nur eine Wachtel zu tödten. Aber der Mulatenknabe wußte nur allzu genau, daß es die Schlange sei, deren Biß einen Menschen tödtet, mit solcher Raschheit, daß man von der Verwundung bis zum Tode oft nur drei Minuten zählt, daß es die Schlange sei, deren Gift die arme Mutter Blanca tödten werde.

Er lag immer noch ohne Bewegung auf einer und derselben Stelle, das Gesicht versteckt in den hohen Gräsern, und hätte um alle Schätze der neuen Welt es nicht gewagt, die Blicke zu erheben. Er sah den gewissen Tod vor sich, und ergab sich gefaßt und ruhig in sein Schicksal. „Der Herr waltet wunderbar — dieß war sein einziger Gedanke — das Thier, das die Mutter tödtet, soll den Sohn vereinigen mit der Mutter.“ — Und mit jedem Augenblick erwartete er den Angriff der gelben Schlange.

Diese aber behauptete fortwährend ihre Stelle.

Spiralförmig in die Höhe gerichtet, ließ sie, wie ein lauernder Feind, ihr Haupt, das in Orangengelb und Ocher spielte, über die verschiedenen Gewächse und Stauden dahinwandeln. Ihre Augen, sammtartig und geschmückt mit dem Blau der reinsten Himmelsferne, leuchteten in bezauberndem Glanze. Sie schien mit Lust den Strom der Lüfte zu trinken und abwechselnd jede Seite ihres Körpers der Sonne zum Erwärmen hinzugeben. Die lebhaften, zarten und anmuthigen Bewegungen des kleinen Thieres verbargen jede Gefahr, die in seiner Nähe so furchtbar drohte.

Auf einmal aber vernahm der Mulatenknabe ein Geräusch, das dem Geräusch geriebenen Sammtes zu vergleichen war, und immer deutlicher und bestimmter zu seinen Ohren tönte. Bald zischte es von dieser, bald von jener Staude. Und er sah in seiner Angst eine ganze Familie von Schlangen auf sich losstürmen. Es konnte nicht anders sein — der letzte Augenblick seines Lebens war erschienen. Diesen wollte er auf den Knieen zubringen in einem stillen kurzen Gebete zum lieben Heiland. Darum erhob er sich muthvoll und kräftig, das Auge richtend nach der gefürchteten Stelle. —

Aber siehe, was war indeß vorgegangen? Das Herz des Knaben wurde erfüllt mit Staunen und Freude. Ein Blick des Dankes flog hinauf zum Himmel, als er erkannte, daß es sich nicht mehr um sein armes Leben handle. Die Schlange befand sich im hartnäckigsten Kampfe mit einem Vogel. —

Albino konnte die Flucht ergreifen. Er wollte auch keinen Augenblick verlieren, erhob sich, und eilte durch die Gräser und Gebüsche. Und als er weit ge-

nug entfernt war, wandte er noch einmal sein Auge zurück, um zu sehen, wie der Kampf dieser Thiere enden werde. Da gewahrte er, daß hier nichts mehr zu befürchten sei. Die Schlange hatte fast alle ihre Kraft verloren. „Wie ist das möglich?" sprach der Mulatenknabe zu sich selbst, und kauerte sich Schritt für Schritt immer wieder näher der Stelle zu, wo der Kampf statt hatte in äußerster Erbitterung, wie es gewöhnlich bei Kämpfen zwischen Kleinen der Fall ist. —

Albino sah mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Abenteuer der erzürnten Thiere zu. Er sah, wie der Vogel, der unter seinem schönen, leichten Gefieder sehr scharfe Klauen bewegte, auf die Schlange, die sich im Grase zusammenrollte, mit seinem langen Schnabel eindrang, obgleich an diesem bereits ein paar tiefe Wunden sich befanden. Durch diese Herausforderung gereizt, erhob sich die Schlange auf's Neue, durchfurchte die Luft nach allen Seiten, nahm alle Kraft und List zusammen, und warf sich sogar in die Fluth einer nahen Quelle, um vor den Stößen des befiederten Feindes sicher zu sein. Aber unter dem Grase, in der Luft, ja selbst über dem Spiegel der Quelle hatte sie es mit dem zürnenden Vogel zu thun, der im Kampfe zu siegen schien. Endlich durch eine listige Windung brachte sie ihm eine neue Wunde bei. —

Im Augenblicke verließ der Vogel den Ort des Kampfes, flog in ein nahes Gebüsch, und setzte sich auf eine Staude. Von dieser pickte er einige Blätter und kleine Stückchen Rinden ab, schluckte sie rasch hinunter, putzte im Gefieder den blutenden Schnabel, und flog

nach wenigen Minuten in voller Lebenskraft, obwohl am ganzen Körper verwundet, dem Schlupfwinkel zu, in dem die bis zum Tode ermattete Schlange sich verborgen hielt.

So hatte der Waffenstillstand nur kurze Zeit gedauert; und der Kampf begann von Seite des Vogels mit erneuerter Wuth. Aber die Schlange konnte sich nicht mehr vom Platze winden; sie erwiederte die Stöße ihres Feindes nur mit einem Zischen ihrer Zunge, die sie aus dem halbgeöffneten Rachen hervorstreckte. Endlich war sie nicht mehr im Stande, auch nur diese ohnmächtigen Aeußerungen ihres Zornes kund zu geben. Nach einigen Minuten lag sie starr und unbeweglich auf dem Boden.

Albino glaubte, ein Wunder vor sich zu sehen. Er hatte noch nie von einem giftigen Vogel gehört, der Schlangen tödte, und insbesondere dem Giftzahne der gelben Schlange trotze. „Mein Leben,“ dachte er, „wollt' ich gerne geben, wenn ich dem Vogel gebieten könnte: Tödte die Schlange, die morgen an die Brust der Mutter gelegt wird.“

Er betrachtete auf's Neue mit aller Aufmerksamkeit den unbeweglichen Thierkörper; aber es ward ihm zum größten Entsetzen klar und deutlich, diese Starrheit sei nur eine List des halbtodten Thieres, den Vogel an sich zu locken. Dieser ließ sich auch wirklich dazu verleiten, im stolzen Gefühle seines Sieges der Schlange so nahe zu fliegen, daß sie noch im letzten Todesröcheln ihr Gift in die frischen Wunden ihres triumphirenden Feindes speien konnte.

Der Vogel schien in diesem Augenblicke selbst nahe

daran, seinen letzten Athemzug auszuhauchen. Seine Augen wurden matt und gebrochen; er dehnte die Flügel, so gut er es vermochte; sie trugen ihn nur noch schleppend. Und doch verwendete er seine letzte Kraft, das Gebüsch, wohin er sich früher geflüchtet, noch einmal zu erreichen. Endlich war es ihm geglückt. Hier aß er von Neuem mit seltener Gier Blätter und Rindenstückchen von der Heil bringenden Staude. Und nach einigen Minuten war er so frisch und gesund, als hätt' er gar nie an einer giftigen Wunde gelitten. Er schüttelte die Flügel, kehrte auf das Schlachtfeld zurück, wo die Schlange nun wirklich todt lag, nahm eine Secunde lang Platz auf dem Leichnam, fuhr einige Male mit dem Schnabel auf seinem zerzaus'ten Gefieder hin und her, flog mit einem Laute des Entzückens nach Süden und verschwand endlich in einem dunkeln Gebüsche heimkehrend zu seiner jungen Brut, für die er den heißen Kampf so ritterlich bestanden hatte. —

Plötzlich fuhr durch Albino's Seele, wie der Blitz, ein Gedanke der Hoffnung. Und endlich wurde es ihm zur Gewißheit, nicht der Vogel, sondern der Strauch, von dem jener Blätter und Rinde gepickt, müsse das Heilmittel in sich bewahren, das gegen den giftigen Biß der gelben Schlange so schnell wirksam sich erweise, den schrecklichen Tod verjage und das Leben in verjüngter Gestalt wiederbringe.

Seine Freude war unbeschreiblich. „Sollte der Schöpfer," rief er aus, indem sein Gesicht in der heitersten Verklärung strahlte, „sollte der Schöpfer die Blätter und Rinden dieses Strauches nur dazu geschaffen haben, um das Leben eines Vogels vor dem Gift der gelben

Schlange zu bewahren? Und das edlere, das Leben eines Menschen sollte zu Grunde gehen? Nein, er hat Blätter und Rinde dieses Strauches geschaffen, das Leben der gefangenen Negerin zu retten; er hat sie geschaffen, daß offenbar werde vor aller Welt die Unschuld der armen Wittwe Blanca. Er hat das Gebet des Knaben Albino erhöret; er hat die jammernde Waise in dieses einsame Thal geführt, und durch den Kampf zweier Thiere den Strauch ihr gezeigt, dessen heilsame Blätter und Rinden die liebe Mutter, wenn sie schon schmachtet und erblaßt am Rande des Grabes, zu einem neuen freundlichen Leben zurückführen sollen. — Nein, nein, die arme Blanca soll nicht sterben! Die Unschuld soll dem falschen Verdacht nicht unterliegen! Nein, nein, die gute, treue Mutter des armen Knaben Albino soll nicht sterben. Wenn sie schon auf der Richtstätte kniet, wenn sie die Hände faltet zum letzten Gebete für den Liebling ihres Herzens, wenn Massa weinend sie segnet und dem Allmächtigen empfiehlt, wenn die gelbe Schlange an ihrer Brust nagt, und das Volk zusammenschauert — dann will ich lächelnd ihr zuflüstern: Sei getrost, Mutter, du sollst nicht sterben! Der gütige Heiland hat Albino's Flehen erhört! Nein, Mutter, du sollst nicht sterben!"

So rief der Knabe mit einer Stimme voll Entzücken, eilte zum Strauche, der dem Vogel das Leben bewahrt, brach sich ein Büschel Blätter und Rinden ab, band diese zusammen mit einer Weidenruthe, und sank nun auf die Kniee, die wenigen kraftvollen Worte zum Himmel betend: „Heiland, treuer, liebenswürdiger, barmherziger Heiland, zu dem Massa mich geführet,

Heiland voll Huld und Gnade, sieh herab, Albino danket dir! Albino kann nicht sagen, wie er dir danket; Albino danket dir von ganzem Herzen! Du aber siehest in Albino's Herz! Massa hat es gesagt. Massa lügt nicht. Amen.“ —

Nun erhob er sich schnell, nahm das Büschel unter den Arm, und eilte der Heimath zu. —

## Zwanzigstes Kapitel.

### Der Sieg der Unschuld.

Der Morgen, an dem die gefangene Negerin durch den Biß der gelben Schlange sterben sollte, war angebrochen.

Die Straßen und Gassen von Paramaribo füllten sich mit einer ungeheuren Menge von Menschen. Schon mit dem ersten Grauen des Tages hatten die Bewohner der Stadt ihre Häuser verlassen, und wogten umher, die Stunde zu erwarten, wann das schwarze Weib aus dem Gefängnisse nach der Richtstätte abgeführt werden sollte. Selbst vom Lande, aus allen nachbarlichen Plantagen, waren Pflanzer und Sklaven herbeigeeilt, die arme Blanca, die man immer nur als eine brave Wittwe gekannt, als eine Verbrecherin sterben zu sehen.

Der ehrwürdige Pater Anselmo hatte von der Stunde an, da er die gefangene Negerin zum letzten Male besuchte, keinen Augenblick versäumt, die Unschuld des armen Weibes vor dem Richterstuhle des Gouverneurs von Surinam mit der lebhaftesten Ueberzeugung zu schildern, und den strengen Mann zu bewegen, daß

er den Vollzug des Urtheilspruches so lange verzögere, bis irgend ein gegründeter Verdacht sich klarer herstelle, man habe das entwendete Gut in die Hütte der Negerin niedergelegt, um diese aus abscheulicher Rache dem gewissen Verbrechertode entgegenzuführen. Allein der Gouverneur hatte kein Ohr für die kraftvollen Reden und freundlichen Bitten des Paters. Denn er haßte die Neger, und verachtete den Mann, der sich mit dem armen Negervolke väterlich beschäftigte.

Anselmo verließ endlich weinend und die Hände zum Himmel erhebend, den Palast des unerbittlichen Richters, indem er ausrief: „Du allein bist es, der helfen kann, allmächtiger, allbarmherziger Gott und liebevoller Heiland!" —

In dem Hause des holländischen Pflanzers wurden, seitdem die Sache eine so traurige Wendung genommen, viele Thränen vergossen. Die junge Frau des Herrn van der Nelken, die die Negerin Blanca ihrer Redlichkeit und Sanftmuth wegen allen andern schwarzen Weibern von jeher vorgezogen, machte sich nun die bittersten Vorwürfe, die desto tiefer in ihre Seele griffen, je bestimmter Pater Anselmo die Unschuld der armen Wittwe vertheidigte. „Ach," seufzte sie, „wie werd' ich es einst vor dem ewigen Richter verantworten können, daß ich wegen einer elenden Perlenschnur die Unschuld zum schmachvollsten Tode gefördert!" —

Herr van der Nelken selbst hatte Tag und Nacht keinen ruhigen Augenblick, und bereute von ganzem Herzen, im ersten Unmuth die unbedeutende Sache — dieß schien sie ihm jetzt zu sein — bei Gericht angezeigt zu haben. Allein weder Mitleidsthränen, noch innerer

Vorwurf, noch Reue konnten die arme Blanca aus dem Kerker und vom schauerlichen Tode erretten. —

So erschien die Stunde der schreckbaren Hinrichtung. Ein Trommelwirbel, dumpf und schauerlich, verkündete den Augenblick, da die arme Wittwe Blanca aus dem Kerker hervorgeführt wurde.

Blanca zitterte nicht. Ihr Geist war schon bei dem liebevollen Heilande. Sie sah kaum die wogende Volksmenge, durch die sie von zwei Schergen, die ihre Hände mit Stricken gebunden, rechts und links vorübergeführt wurde. Ihre Lippen flüsterten während des Schauerganges oftmal mit freundlichem Lächeln die wenigen Worte: „Ich komme zu meinem Heilande! Massa hat es mir gesagt! Massa lügt nicht! Amen.“ —

In einiger Entfernung von der Stadt ragt ein Hügel empor. Hieher strömte die Volksmasse. Und Tausende von Menschen lagerten sich am Fuße des kleinen Berges, und hefteten ihre Blicke unverwandt nach der Höhe, auf der jetzt die arme Blanca kniete, ihrem letzten Lebensaugenblicke entgegenbetend.

Zu ihrer rechten Seite stand Pater Anselmo, der sie nicht verlassen wollte, bis ihrer Brust der letzte Lebenshauch entströmt, bis ihr Herz zu schlagen aufgehört. Der ehrwürdige Mann gab sich alle Mühe, die wenigen Lebensmomente der unglücklichen Blanca mit süßen Trostreden zu erheitern. Allein er war dabei von so tiefem Mitleidsgefühle ergriffen, daß er bald kein einzig Wort mehr hervorbringen konnte. Auch gab ihm der Gouverneur, der zu Pferde dem schauerlichen Acte beiwohnte, mit finsterem Blicke und rauher

Hand ein Zeichen, er möge sich zurückziehen, sein seelsorglich Geschäft könne schon längst vollendet sein.

Anselmo segnete die Negerin zum letzten Male, und rief mit lauter Stimme dem stillhorchenden Volke zu: „Ich spreche noch einmal meine feste Ueberzeugung aus: Blanca ist unschuldig! Ihre Unschuld wird dereinst glänzen am Tage des Gerichtes, glänzen im weißen Kleide der reinsten Lilie. Dreimal ruf' ich den klaren Himmel über uns zum Zeugen an: Blanca ist unschuldig! Und der göttliche Heiland wird, wenn er durch seine Engel die Gräber öffnen läßt, vor Allen, die jetzt hier versammelt sind, aus den Posaunen seiner Gerichtsboten hervordonnern: Blanca ist unschuldig!" —

Der Pater schwieg — und trat zurück. Das Roß des Gouverneurs bäumte sich, und wollte des Reiters sich entledigen. Das versammelte Volk war in diesem Augenblicke tief ergriffen. Kein Athemzug wurde vernehmbar. Nur die Blicke von vielen Tausenden waren bald auf den strengen Gouverneur, bald auf die leidende Negerin, bald auf den seufzenden Pater gerichtet. —

Ein dumpfer Trommelwirbel rollte durch die Lüfte. Da wand sich eine Rothhaut hervor aus der Schaar der Zuschauer, und eilte den Hügel hinan. Huaracrion war's, die gelbe Schlange aus dem Stamme der Guaraunos, mit einem Kistchen unter dem Arme. Seine beiden Knaben folgten ihm, die Waffen des Vaters tragend.

In demselben Augenblicke aber war von der andern Seite her ein Mulatenknabe, flüchtiger, als der India-

nerhäuptling, den Hügel hinangestiegen. Der weinende Albino war's, der arme Sohn der armen Wittwe Blanca, ein Büschel von Rinden und Blättern über dem Rücken tragend. Als er die schwarze Mutter erreicht, warf er die Last von sich, und sank lautschluchzend an ihr Herz. —

Blanca weinte; und doch schimmerte aus ihren Thränen ein wonnevolles, mütterliches Lächeln. Sie streichelte sein Lockenhaar, sie küßte ihn auf die Stirne, auf die Lippen, auf die Wangen; sie drückte ihn immer fester an ihre Brust, als könnte sie sich nicht trennen von ihrem Lieblinge. Dann blickte sie mit unendlicher Inbrunst gen Himmel, als wollte sie flehen: „Heiland, den Massa mich kennen gelehrt, laß den armen Knaben sterben mit seiner armen Mutter!"

Allein Albino ließ dem schwarzen Weibe keine Zeit zu unzähligen Liebkosungen. „Mutter," flüsterte er ihr zu: „Massa hat gesagt, der liebe Heiland erhöre das kindliche Gebet des Knaben Albino. Albino hat gebetet. Massa lügt nicht. Der liebe Heiland hat gesehen Albino's Thränen. Der liebe Heiland hat erhört Albino's Flehen. Die arme Blanca wird nicht sterben. Die arme Blanca ist unschuldig. Der liebe Heiland wird vor allem Volke enthüllen die Unschuld der armen Blanca — und sie wird nicht sterben!" —

Dann zog er Rinden und Blätter aus dem Büschel an der Erde, und zermalmte sie unter seinen Händen, und reichte sie dem Weibe dar, und sprach unter süßen Freudenthränen: „Da nimm, Mutter, und iß! Säume dich nicht, und frage deinen Albino nicht, warum? Nimm nur, und iß; und segne die

Blätter und Rindenstückchen, als ein himmlisch Manna, als eine Arznei, von dem göttlichen Arzte Jesus dir gesendet! — Nimm, und iß! Und das Volk soll erfahren: Blanca ist unschuldig, und — wird nicht sterben!" —

Das arme Weib, das keinen eigenen Willen mehr hatte, that, wie der Knabe wollte, und verzehrte so viel, als er ihr dargereicht, und segnete jedes Blatt, jedes Rindenstückchen, das er ihr eilig auf die Lippe legte.

Mittlerweile hatte auf der andern Seite Huacrariou, dem Wink des Gouverneurs gehorchend, das Kistchen unter seinem Arme geöffnet, mit gewandter Faust eine gelbe Schlange, die darin verborgen war, am Halse gepackt, und zum Schrecken aller Zuschauer aus dem Behälter hervorgezogen.

Die Schlange zischte. Blanca erbebte, wandte den Blick seitwärts — und sah den Indianerhäuptling vor sich stehen. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen; ihre Glieder zitterten. Den wilden Mann der Rache im letzten Augenblicke ihres Lebens vor sich zu sehen, aus den Händen der gelben Schlange der Guaraunos das Gift der gelben Schlange am Orinoco empfangen zu müssen — war ihr das Aergste. Für diesen schrecklichen Moment hatte sie nicht Hoffnung genug. „O mein Gott!" rief sie mit ersterbender Stimme und sank ohnmächtig zusammen.

Der Pater eilte herbei, und bestrich mit Balsam die matten Schläfe des Weibes — und Blanca erwachte wieder. „Im Namen des Herrn," flüsterte Albino ihr zu: „Mutter, nimm und iß!" — Blanca nahm Blätter und Rinden, und zerkaute sie, so schnell sie konnte.

Wild lachend trat aber Huaracriou heran, und setzte die gelbe Schlange an die Brust der Negerin. Und das Blut quoll hervor in einem hochrothen Strome — und fast alles Volk wandte den Blick hinweg — und das laute Schluchzen der Zuschauer erfüllte die Lüfte. Blanca ließ die Hände fallen, und sank, scheinbar dem Tode nahe, in die offenen Arme ihres Sohnes.

Jetzt warf Huaracriou die Schlange hinweg, und tödtete sie mit einem Pfeile, den sein älterer Knabe eilig ihm dargereicht. Die Wunde an der Brust der Negerin war allem Volke sichtbar; die gräßliche und schnelle Wirkung des entsetzlichen Giftes allem Volke bekannt — und während einigen schauerlichen tiefstillen Minuten wartete man in düsterer Gewißheit auf den Tod der unglücklichen Negerin.

Das Roß des Gouverneurs bäumte sich, und wollte seinen Reiter abwerfen.

Albino aber weckte die Mutter aus der starren Ohnmacht, und legte immer wieder Blätter und Rindenstückchen auf ihre Lippen, indem er sie ermahnte: „Mutter, Mutter, nimm und iß — deine Unschuld wird offenbar — und du wirst nicht sterben!" — Dann verband er ihr die Brustwunde mit einem Tuche, daß das Blut zu strömen aufhören möchte.

Zehn Minuten waren vorüber. Und das düstere Harren des Volkes, das den gewissen Tod der Negerin erwartet hatte, verwandelte sich in einen lauten Schrei allgemeiner Verwunderung. Denn Blanca erhob sich von der Erde, blickte lächelnd zum Himmel, und betete: „Lieber Heiland, ich danke dir! Ich fühle keinen Tod in mir! Ich bin gesund!" —

Der Pater rief mit lauter Stimme: „Blanca ist unschuldig!“ — Albino rief mit lauter Stimme: „Blanca wird nicht sterben!“ Und dabei erzählte er vor allem Volke, wie der Heiland sein kindlich Gebet erhört, und durch den Kampf eines Vogels mit der gelben Schlange das Heilmittel wider das furchtbare Gift der letztern ihm gezeigt.

Alles Volk jauchzte, und lobte Gott. Und Blanca umhalsete in höchster Mutterfreude und segnete tausendmal den lächelnden Albino.

Die Neger aber und Sklaven aus der Plantage des Herrn van der Nelken erhoben ein Freudengeschrei, stürzten hervor aus den Schaaren der Zuschauer, und ließen es sich nicht wehren, die schwarze Genossin zu begrüßen und mit Blumen zu schmücken. „Wer will sie uns auf's Neue entreißen?“ riefen sie in gewaltiger Begeisterung: „Wer will ihr was zu Leide thun? Nur durch die Brust eines Jeden von uns geht der Weg zu ihrem Herzen!“ —

Das Gejauchze des Volkes wollte gar kein Ende nehmen. Und man hörte tausend Stimmen: Schonung und Gnade! Es ist ein Wunder geschehen! Das Gift hat die Negerin nicht getödtet! Sie muß unschuldig sein! Wir verlangen Gerechtigkeit!“

Der Gouverneur, obwohl er von dem unerwarteten Ereignisse selbst überrascht und ergriffen schien, konnte nicht ertragen, daß die Stimmung des Volkes seinen weiteren Befehlen vorgreife, und wollte auf die Masse losstürmen, die Jauchzenden zu zerstreuen. Aber das Roß bäumte sich — und ging nicht von der Stelle. —

Da gab Huaracrion, der Indianerhäuptling, der

bisher tiefsinnend dagestanden, mit der Hand ein Zeichen, daß er reden wolle — das Volk zertheilte sich; und es trat eine feierliche Stille ein.

Huaracriou nahm den Tomahawk und die Pfeile aus den Händen seiner Knaben, legte sie vor die Füße der Negerin Blanca, kniete vor ihr nieder, neigte sein Haupt, entblößte seinen Nacken, befahl seinen Söhnen, sie sollten ein Gleiches thun, und sprach endlich mit lauter Stimme: „Jetzt weiß ich, und hab' es erfahren, daß der Gott, zu dem Blanca betet, der alleinige ist und wahre, der seine Verehrer errettet aus den schrecklichen Racheplänen ihrer Feinde; jetzt hab' ich erfahren, daß er erhöret das kindliche Gebet eines Knaben um das Leben seiner schuldlosen Mutter. So wisset: Ich habe das Gut entwendet aus dem Hause des reichen Mannes, und es verborgen in der Hütte der armen Negerin. Sie ist unschuldig! — Ich beuge mich unter den Händen der flüchtigen Antilope! Hier liegt mein Tomahawk! Hier liegen meine Pfeile! Mein Nacken ist entblößt! Mein Leben ist in deiner Gewalt! Tödte mit seinen eigenen Waffen den Mann, der dir Leiden ohne Zahl bereitet! Tödtet den Mann der Wildniß sammt seinen Knaben!" —

Dieß überraschende Bekenntniß des Häuptlings brachte unter dem Volke eine eigenthümliche Stimmung hervor. Alle waren so gerührt, daß kein Einziger das Todesurtheil über ihn aussprechen wollte. Auch wußte man, daß Huaracriou aus Rache gehandelt; und Rache an seinem Feinde war bei dem Stamme der Guaraunos keine Sünde. — Nur der Gouverneur, der plötzlich einsehen mußte, daß er daran war, aus unzeitiger

Strenge und sogar aus Haß gegen das Negervolk eine Unschuld zu erwürgen, wurde vom Zorne gereizt, daß er den Schergen zurief: „Tödtet den Häuptling — er hat den Tod verdient!" —

Blanca aber trat zum Manne der Wüste, hob ihn empor, bot ihm die Hand, segnete seine Knaben, und sprach: „Der gütige Heiland hat gelehrt: Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet! Massa hat mir dieß gesagt. Massa lügt nicht. Und Blanca gehorcht so gerne seinen herzlichen Reden. Blanca hat schon längst verziehen dem Manne der Wildniß. Er soll leben mit seinen Kindern. Und ich danke ihm, daß er vor aller Welt bekannt: Blanca ist unschuldig!" — —

Jetzt tönte durch die Umgebungen von Paramaribo ein allgemeines Jubelgeschrei. Der Gouverneur sprengte sein Roß in die Stadt zurück. Das Volk zerstreute sich, der Negerin Glück wünschend, und Gott die Ehre gebend.

Die Sklaven aber huben das schuldlose Weib in eine Sänfte, und trugen es zurück in die Plantage des Herrn van der Nelken! Sie streueten Blumen auf den Weg, und die Knaben und Mädchen jubelten voraus, und brachten die freudige Kunde in das Haus des reichen Holländers. Hier war die Freude unbeschreiblich. Herr van der Nelken mit seiner jungen Frau ging dem Zuge entgegen, grüßte die Negerin mit Jubelthränen, und sagte: „Du bist frei, und ein Theil meiner vielen Besitzungen soll dein Eigenthum sein für dich und deine Nachkommen!"

Die junge Frau umhalsete das schwarze Weib als eine kostbare Freundin, die von der Güte und Barmherzigkeit Gottes ihr wieder geschenkt worden!

Nun sprach Pater Anselmo zu den Sklaven: „Laßt uns in das Bethaus gehen, und dem Herrn danken!" — Und sie folgten dem ehrwürdigen Meister, und sangen Preis- und Dank-Lieder, bis der Abend dämmerte.

Als sie aus dem Andachtshause hervortraten, stand Huaracriou mit seinen Knaben vor der Thüre. Er war langsam dem Jubelzuge nachgefolgt, und hatte voll Rührung den Betchören der Neger zugehorcht. „Ich will nicht wieder zu meinem Stamme zurückkehren!" sagte er: „Mein Leben gehört dem schwarzen Weibe! Ich werde der guten Blanca als Sklave dienen!"

Wer wollte es ihm wehren? Alle waren bis zu Thränen gerührt. Und der ehrwürdige Pater nahm ihn auf in die seelsorgliche Pflege unter die Schaar der schwarzen Sklaven.

So war dieser merkwürdige Tag beschlossen. Und die niedergehende Sonne malte den Abendhimmel mit entzückend schönen Farben, und feierte den Sieg der Unschuld in einer wunderbaren Glorie. —

---

Die freie Negerin Blanca hatte nach kurzer Zeit das von Herrn van der Nelken ihr geschenkte Grundgütchen bezogen, und arbeitete mit Albino in emsiger Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum späten Abende.

Vor der Umzäunung der neuen kleinen Plantage hatte Huaracriou für sich und seine Knaben ein niederes Hüttchen erbaut. Der Mann der Wildniß war in der Pflege des ehrwürdigen Paters nach wenigen Monaten ein eifriger, frommer Christ geworden, und bewies durch die Demuth und das stille Benehmen, mit denen er dem Wesen seiner ehemals wildgierigen

Rache diente, offenbar, daß er sich allzeit bestrebe, den Lehren des Evangeliums gemäß zu leben.

Da trat eines Abends die Negerin Blanca in die Hütte des ehrwürdigen Pater Anselmo, und sprach zu ihm: „Huaracriou's Knaben haben keine Mutter! Blanca's Albino hat keinen Vater! — Huaracriou aber ist gut und fromm geworden. Massa hat ihn geführet zum lieben Heilande. So will Blanca die Mutter werden von Huaracriou's Knaben: und Huaracriou soll sein der Vater meines lieben Albino. Massa aber möge segnen den Bund der Versöhnung, des Friedens und der Eintracht!" —

Pater Anselmo war durch die aufrichtige Rede der Negerin bis zu Thränen gerührt. Und nach wenigen Tagen umarmten sich die Knaben als Brüder. Und Blanca ruhte an der Brust des großen Mannes der Wildniß. —

Sie nährten sich treu und redlich mit dem Ertrage der kleinen Plantage. Und die Knaben machten den Eltern herzliche Freuden bis in's hohe Alter. Der Geist und der Frieden des Christenthums waltete im stillen Familienkreise. Und der Segen des ehrwürdigen Paters brachte seine lieblichen Früchte in einer glücklichen Zukunft. —

In der Folge haben sich die Nachkommen der kleinen Familie handelnd und wandelnd zerstreut. Doch ist in einer romantischen Gegend des Thales von Paramaribo jetzt noch eine einsame malerische Ruine zu sehen. Man sagt, es seien die Ueberreste von der Hütte der freien Negerin in Guayana.

---

# Inhalt.

## Erste Abtheilung.



## Zweite Abtheilung.

Bauberger, Wilhelm,

Sämmtliche Erzählungsschriften des Verfassers der Beatushöhle

Bd.: 12

Regensburg 1866